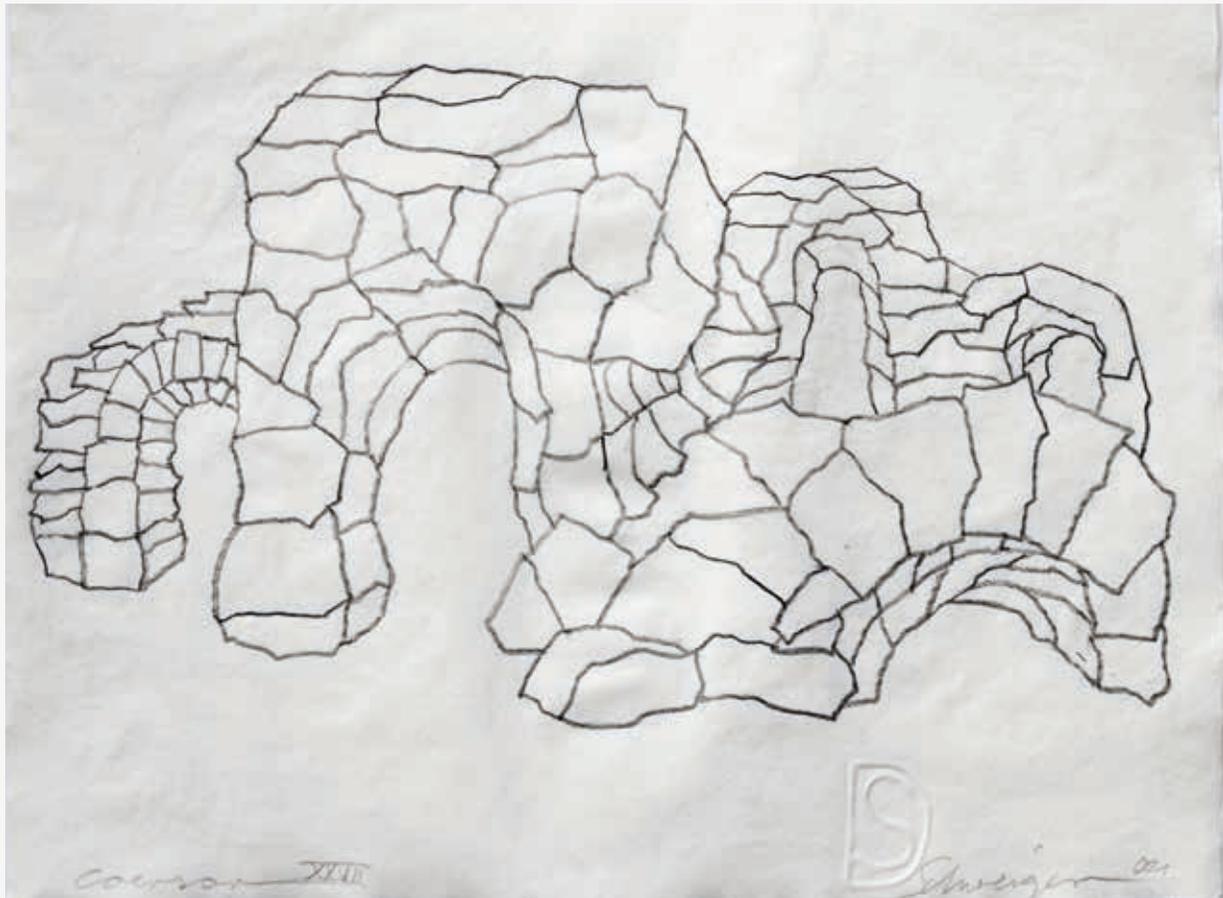


Sagen und Mythen der Lausitz und der Sorben von Künstlern ausgewählt



Herausgeber Holger Wendland

FRIESE
Kunstinitiative ■ ■ ■ „Im Friese“ e.V.



Märchen und Sagen der Lausitz und der Sorben sind regionale und darüberhinausweisende, mit Mythen verbundene immaterielle Reichtümer, wahre Schatztruhen. „Denn diesen Namen verdienen unsere Sagen, da in ihnen ein ganzer Schatz frischer Volkspoesie verborgen liegt, und seitdem die moderne Aufklärung, das nüchterne Princip der Negation, dem Volke seine Wunder- und Märchenwelt geraubt hat, seitdem mit den alten Volksbüchern auch der alte Aberglaube vertrieben wurde, ist die alte Gemüthlichkeit, Treue und Glaube im Volke um Vieles seltner geworden. Der modernen Bildungsperiode aber, die über Alles Auskunft zu geben

sich vermißt, die das Gräschen wachsen hört, die das gemüthvolle Leben deutscher Vorzeit verhöhnt, ist gleichwohl Eins nicht möglich, sie kann keine echten Volkssagen erfinden, denn es mangelt ihr die wahre Poesie. Doch das deutsche Volk hat sich nicht so leicht seine Sagen nehmen lassen, es hängt so fest an ihnen wie an der Scholle, worauf es geboren ist, und darum haben sich auch noch so zahlreiche Reste alter Gebräuche, Sitten und romantischer Traditionen erhalten, daß wir fast von den meisten deutschen Ländern mehr oder weniger vollständige Sagensammlungen vor uns haben.“ Dies schrieb Johann Georg Theodor Grässe, der im Jahre 1874 zwei Bände publizierte, die „Zum ersten Male in der ursprünglichen Form aus Chroniken, mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen und anderen Quellen“ als „Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen“ erschienen. Dieses umfangreiche Standardwerk war Empfehlung an einige der beteiligten Künstler*innen, die keinen direkten Zugang zur regionalen „wahren Poesie“ hatten. Den gestandenen Lausitzer*innen (inklusive der Sorb*innen) stand ihre Sagenschatztruhe prallgefüllt zur Verfügung. Ohne Vorgaben entwickelten sie alle künstlerische Interpretationen für einen Katalog zu einer Ausstellung, genreübergreifend von der multimedialen Arbeit, über textile Applikationen, Malereien, Zeichnungen, Photographien, Objekte und Plastiken. Natürlich gab es Überschneidungen bei den bekanntesten Geschichten vom Pumphut, Krabats Raben, dem Wassermann, der Göttin Marena. Deshalb war es unmöglich, ein neues bebildertes Märchenbuch zu konzipieren, da keine „reinen“ Illustrationen entstanden.

Die Sage um den bis heute nicht gehobenen Schatz auf der Burg Körse in Kirschau stehet am Anfang unseres kleinen märchenhaft bebilderten Spazierganges durch die Lausitz. Detlef Schweigers so betitelte „coersoren“ auf edlem handgeschöpften Büttenpapier, sind zeichnerische Entdeckungen der Faltungen, der Klüftungen und der davon ausgehenden Kraftfelder der noch vorhandene Steinsetzungen der Burgruine, die während seines Residenzaufenthaltes im Friese täglich neu entstanden.

Holger Wendland

Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse

Südlich von Budissin, ohngefähr 2 1/2 Stunde, liegt in reizender Gegend unfern des Dorfes Kirschau auf einer Anhöhe die Ruine der alten Raubburg Kirschau. Am Meisten tritt von den noch vorhandenen Mauerüberresten das Hauptthor nach der Burg hervor, dessen Höhe jetzt freilich kaum noch 4 Ellen beträgt, da die Schwelle wohl eben so tief mit Schutt bedeckt ist. In diesen Ruinen ist es zu Anfange des



Frühjahres und Herbstes angeblich nicht ganz geheuer, denn man will zu dieser Zeit dumpfes Gewimmer, starkes Waffengeklirr, heftiges Kettengerassel, aber auch gellendes Gelächter, wilden Sang und lauten Becherklang hier gehört haben. Seltener ist aber etwas zu sehen gewesen, doch haben sich auch furchtbare vermummte Gestalten erblicken lassen, welche im Schlosse die Runde machten, und dann plötzlich wieder

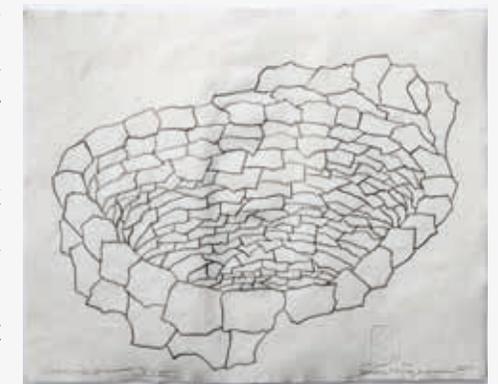
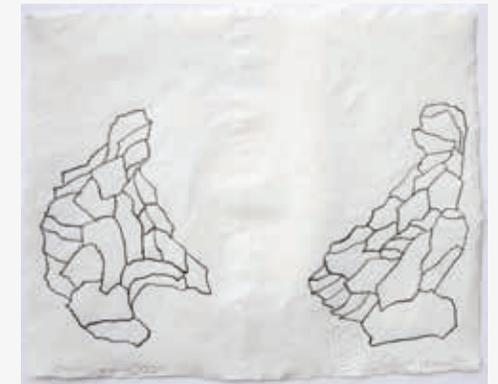
verschwanden. Mehr als dies Alles hat schon seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit manches Bewohners der Umgegend ein eiserner Kessel auf sich gezogen, welcher tief unter den Trümmern des alten Raubschlosses ruht, und einen unermeßlichen Reichthum an Gold und Edelsteinen birgt. Obgleich gedachter Schatzkessel von mächtigen Geistern bewacht wird, nämlich von einem schwarzen furchtbaren Ritter mit einem blutrothen Helmbusche auf dem Haupte und einem mächtigen, von Menschenblut rothgefärbtem Schwerte in der Hand, und von einem nimmer-schlummernden Falken mit eisernem Schnabel und panzerfestem Gefieder angethan, so ist es doch nicht im Bereiche der Unmöglichkeit, ihn zu heben, und dann zu seinem Nutzen anzuwenden. Derjenige, welcher den Schatz heben will, muß in der Nacht vom 22. zum 23. Februar – Petri Stuhlfeier – geboren sein, am Tage Petri Kettenfeier oder den 1. August in drei auf einander folgenden Jahren das heilige Abendmahl genossen haben, und sich genau die Zauberformel merken, welche

ihm in der heiligen Christnacht träumen wird. Dies ist aber noch nicht Alles. Der vom Schicksal zur Erhebung des Schatzes Bestimmte hat nun in der Nacht von Petri Kettenfeier sich auf die oben angegebene Landstraße von Budissin hinter dem Dorfe Postwitz zu begeben, einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen schwarzen Hahn allda zu schlachten, das Blut mit Bilsenkrautasche zu vermischen, sich damit Gesicht und Hände zu waschen, und dann dreimal die Zauberformel nach der Burgruine zu auszusprechen. Hierauf wird ein Wunder geschehen und Alles, was ihm befohlen wird, muß er verrichten, wenn er nicht den Schatz wieder verschwinden oder gar sich gemißhandelt oder verstümmelt sehen will.

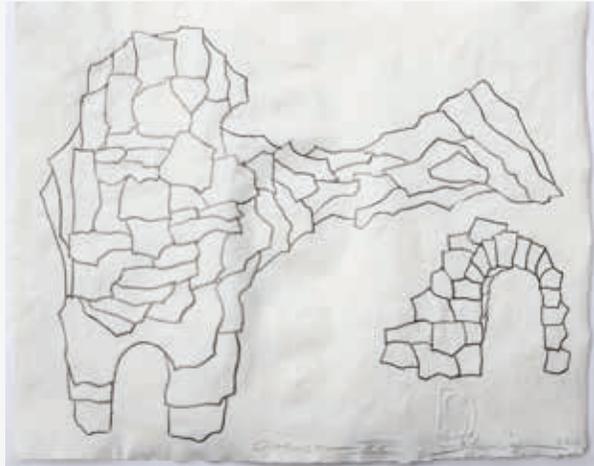
Noch ist der Schatz nicht gehoben, trotzdem, daß zweimal Versuche dazu gemacht worden sind, die aber beide schlecht abliefen.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hülfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben, und begann auch die Beschwörung, welche nach Aussage seines Sohnes in so weit glückte, daß sich der Berg öffnete und der Kessel sichtbar wurde, allein da der gute Landmann von der Zauberformel etwas vergessen hatte, oder dieselbe nicht gehörig aussprach, erschien ein schwarzer furchtbarer Ritter mit blutrothem Helmbusche, Feuer flackerte aus der Erde und eine schauerhafte Stimme rief: »Wehe, wehe Dir und Deinen Thaten!« Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht, und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesicht in dem sogenannten Schloßgarten entseelt liegen.

Im Jahre 1607 ward ein zweiter Versuch gemacht durch einen gewissen Karl Lende aus Budissin,



einen jungen Mann, der auf leichte Weise zu Reichthum und Ansehen gelangen wollte. Allerdings war er erst 18 Jahre alt, allein da seine Geburt wirklich in der Nacht vom 22. zum 23. Februar erfolgt war, er auch in der letztvergangenen Christnacht die fragliche Zauberformel geträumt und sich wohl eingepägt hatte, so ging er muthig ans Werk. Einen schwarzen Kater, eine schwarze Schlange und einen



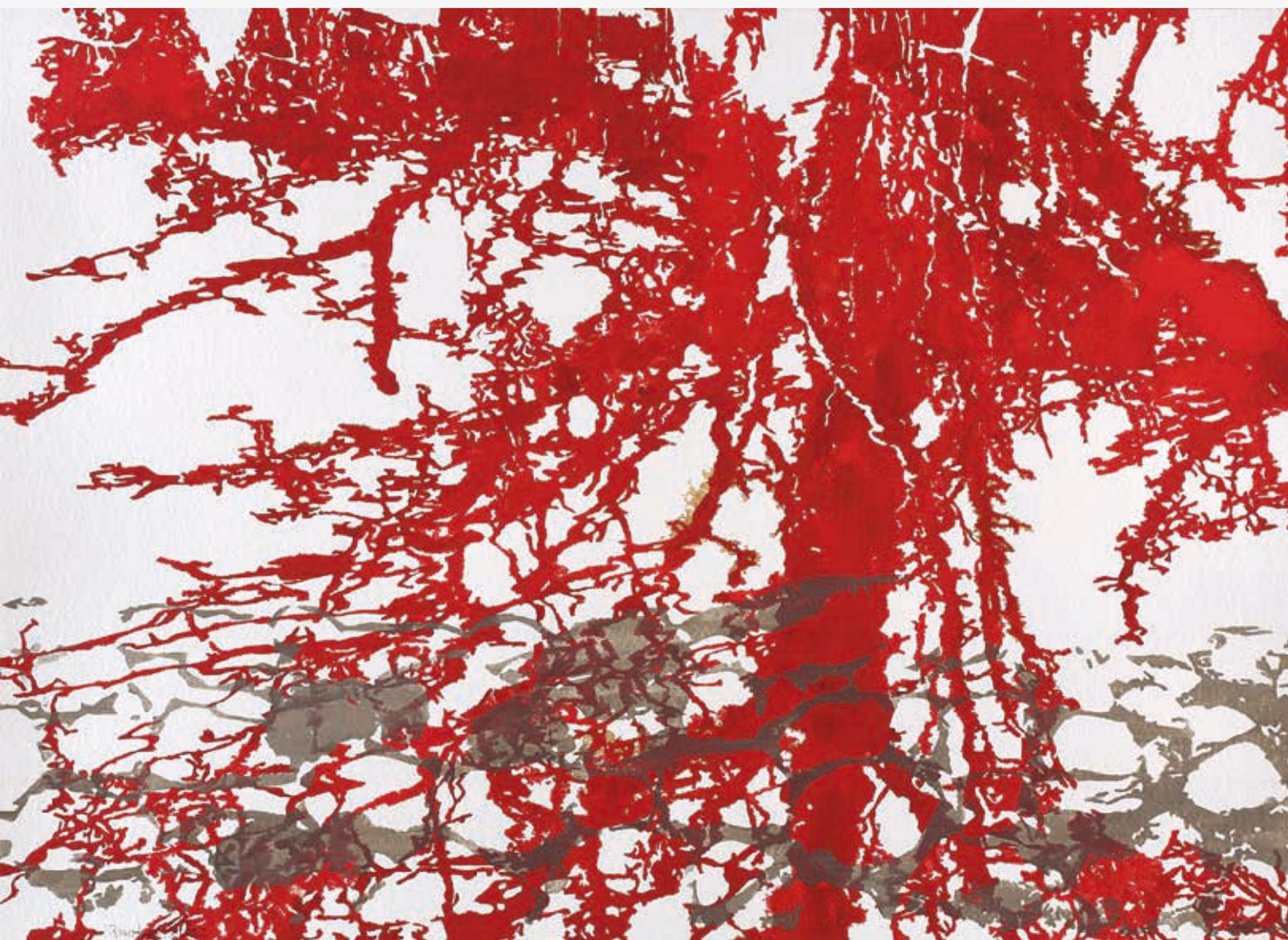
schwarzen Hahn hatte er sich verschafft, und sich dazu blecherne Büchsen machen lassen, welche so eingerichtet waren, daß man die Thiere ohne Gefahr schnell tödten konnte. Vom Kirchhofe hatte er selbst sich Bilsenkraut mitgebracht und dieses gut getrocknet, so daß es an Ort und Stelle schnell in einer Blendlaterne zu Pulver gebrannt werden konnte. Mit der Nacht in den Ruinen angelangt, schlachtete er die Thiere, verbrannte in

seiner Blendlaterne das getrocknete Bilsenkraut, mischte das Blut und die Asche wohl durch einander, und bestrich zitternd Gesicht und Hände. Glücklicher Weise verlieh ihm dieses seltsame Waschen eine wunderbare Kraft und Freudigkeit und alle Furcht zerrann, denn sonst wäre es ihm wohl kaum möglich gewesen, die Zauberformel fehlerfrei auszusprechen. Sobald das letzte Wort ausgesprochen war, sah er sich vor einer offenen Pforte. Er schritt hinein und war in einer von hellem Kerzenschein erleuchteten Höhle, in deren Mitte ein steinerner Tisch stand. Auf ihm lag ein blankes Schwert und neben diesem stand ein Helm mit schwarzen Federn verziert und stark vergoldetem Visir. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurnen Lippen. Ihr wallendes Haar von blonder Farbe zierte ein mit Edelsteinen reich ausgeschmücktes Diadem, um ihren zarten schneeweißen Hals perlte eine goldene Kette, und den schlanken Körper verhüllte ein langes schneeweißes Gewand. Schweigend trat sie zum Tische, nahm

den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge und als er ihn aufs Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu: »folge mir nach!«

Dieselbe schritt nun durch einen sehr langen Gang, der endlich in einen von hohen Mauern umgebenen Schloßhof führte. Hier stand gegen das Schloß zu eine sehr lange steinerne Spitzsäule. »Rette mich«, rief bittend die Jungfrau, »schlage dreimal mit dem Schwerte an diese Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter, und gieb dem auf dem eisernen Goldkessel sitzenden Falken das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.« Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die steinerne Spitzsäule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühte, die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel mit eitel Gold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer furchtbarer Ritter, einen blutrothen Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte, um seine Schultern hing eine goldene Ritterkette, und auf dem strahlenden Schilde, der auf dem Kessel lag, saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel auf dem ehernen Gefieder. Karl schaute nach der Jungfrau, und indem er sein Schwert gegen den Ritter schwang, währte er seinen Gegner mit einem Schlage niederzustrecken, allein dieser ließ ebenfalls sein Schwert durch die Lüfte streichen, der Falke schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Als dies Karl sah, entfloß seinem Munde ein Angstschrei, das Schwert entsank seiner Hand, und ein zweiter Schwertstreich des schwarzen Ritters lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder, als er aber wieder zum Bewußtsein kam, hörte er noch aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen, von dem Ritter, dem Schatze und dem Falken war jedoch keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe, da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagestück nicht noch einmal unternehmen.

Johann Georg Theodor Grässe, „Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen“ Dresden 1874



Iris Brankatschk: »Běše a njeběše – es war und es war nicht II«, 2022, Gouache/
Pigment auf Papier

Běše a njeběše – es war und es war nicht

Es glaubten aber die Menschen, dass nicht nur der Körper eine Seele habe, sondern ein jedes Wesen auf der Erde. Und dass nicht nur der Mensch und das Tier, sondern auch alles andere Lebendige und auch alles Nichtlebendige beseelt sei.

Und wenn ein Mensch gestorben war, manchmal auch im Traum, bei einer Krankheit oder im furchtbarstem Erschauern, kann die Seele den Körper verlassen. Derartig kann die Seele auch aus den unlebendigen Dingen entweichen.

Schließlich hat selbst das Wasser eine Seele, die ihr nasses Element verlassen kann. Somit beginnen die Erzählungen von den Wassergöttern und Wasserdämonen. Über die Zeit vergaß man den eigentlichen Anlass und aus den Seelengeistern wurden menschenähnliche Wesen.

In der sorbischen Lausitz erzählt man sich viel von diesen Wassergestalten. Es wird gesagt, dass sie vor allem da wohnen, wo »das Wasser keinen Grund hat«.

Es gibt Wassermänner – wódny muž und Wasserfrauen – wódneho muža žona. In manchen Gegenden heißen sie Wassernix oder Hodernyx – nyks, nykus abo hodernyks.

Ihr Wesen ist wie das des Wassers, gutmütig, ruhig, bald aber böse und tückisch. Sie haben Kinder und eine Behausung. Wenn ihre Kinder in das heiratsfähige Alter kommen, gehen sie gern zu den Menschen zum Tanz. Die Wassermädchen – dżowki wódneho muža nehmen »ihre Liebhaber in das Wasser hinunter mit in die Wohnung der Eltern, müssen sie aber vor dem Vater verstecken, sonst tötet er sie, »wenn er einen Christen riecht«.

Gewiss berichten diejenigen Bewohner am häufigsten über Wasserdämonen, welche unmittelbar am Wasser leben, folglich die Müller und Fischer. Und es hatte ein jeder Brunnen, Fluss, Graben, Teich oder Sumpf seinen Wassergeist. Als kleiner grauer Mann, etwa so groß wie ein Schulkind, mit langen grünen Haaren und fast gänzlich roten Kleidern, wurde er oft gesehen.

Vom Wassernyx bei Plußkowitz Wódny muž pola Plusnikec

Hinter der großen Plußkowitzter Wiese, die man Wólšina oder Wulschina nennt, nach Doberschütz zu, stehen dicke große uralte knorrige Weiden entlang des sogenannten Kleinen Spreeflusses. Dort lebte vor Zeiten ein Wassernyx. Er hieß Ertom-Tertom-Parny, hatte ein Weib und vier wunderschöne Töchter. Ursprünglich kam er aus der Gegend um Straupitz im Spreewald.

Nun war es, dass zur selben Zeit der Müller der Plußkowitzter Mahlmühle und Ölpoche, George Roschk, sorbisch tón Róžk genannt, vier Söhne hatte. Als sie in das heiratsfähige Alter kamen, gingen sie zu Tanz und Bier auf die Dörfer.

Auf den Plußkowitzter Tanzboden gingen aber auch die Mädchen des Wassermanns, denn er war nicht weit von ihrer Behausung entfernt. Bald tanzten die Müllerburschen nur noch mit den schönen Töchtern des Nyx und nach einiger Zeit versprachen sie sich einander.

Darüber ward der Wassermann, als ihm das zu Ohren kam, sehr zornig. War der Róžk doch ein Pachtmüller und gar nicht wohlhabend, ganz im Gegenteil zur Familie des Nyx, die durch Erbschaft zu einigem Reichtum gekommen war. Ertom-Tertom-Parny hatte schon die Söhne des einen oder andern Großbauern, in Plußkowitz-Plusnikecy gab es zu der Zeit den Ponych, den Rubel und den Wobeth, als mögliche Schwiegersöhne ins Auge gefasst.

Da die Töchter aber keine Anderen als nur die Ihrigen wollten, redeten sie auf den Vater so lange ein, bis er schließlich, jedoch unter einer Bedingung, einwilligte. Und er sprach: »Kleidet euch mit den dicksten Wollröcken die ihr besitzt und wenn euch die Burschen am Saum mit verbundenen Augen, ein Jeder die Seine, ertasten und beim Namen nennen kann, so soll es denn sein.«

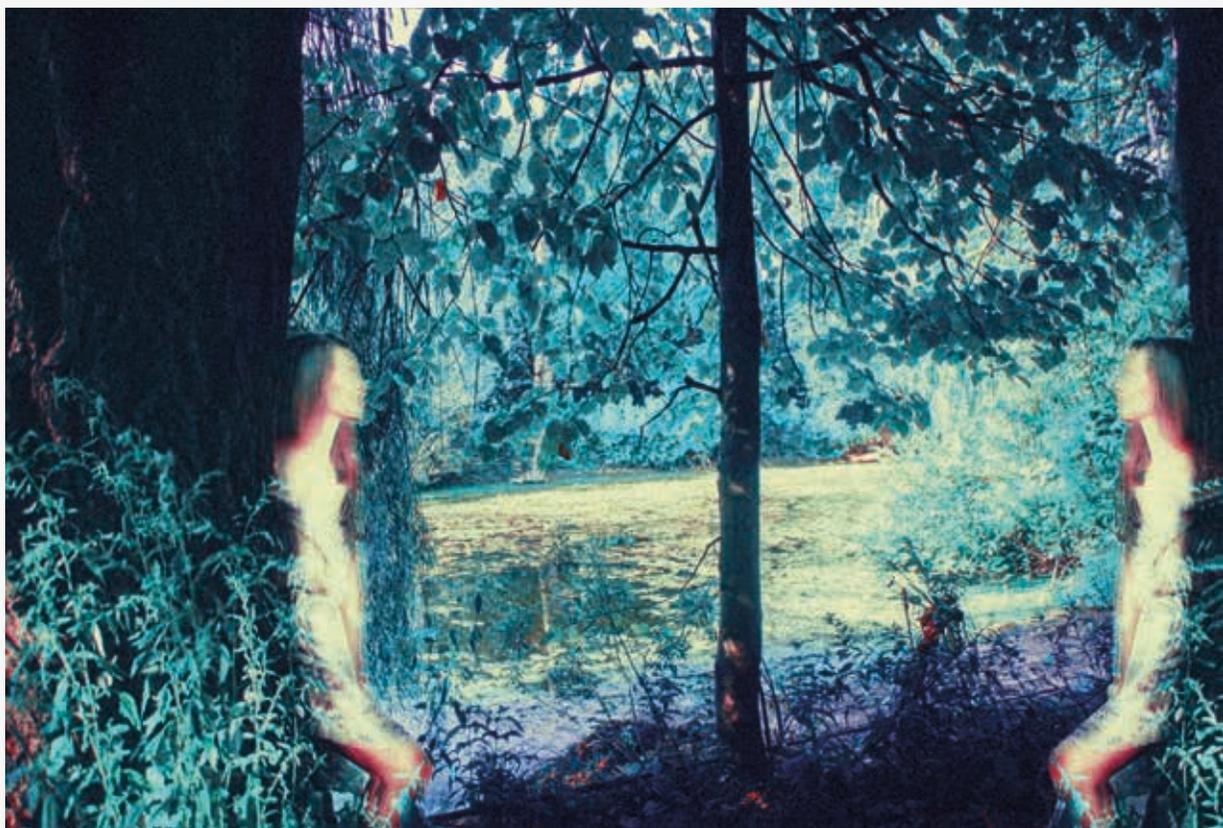
Da zögerten die klugen Mädchen keinen Augenblick und verrieten ihren Liebsten, wie sie es anstellen wollten. Denn der Jüngsten Rocksäum würde nur zwei Finger hoch feucht sein, der Nächsten vier, der Dritten sechs Finger und der Ältesten Säum beinahe zwei Menschenhände hoch. Das Spiel gelang und sie umarmten sich ob des glücklichen Endes.

Dem Rittergutsbesitzer auf Plußkowitz, ein gewisser Zeschwitz, in dessen Besitz sich die Wassermühle befand, gefiel die Sache sehr, dachte er doch daran, wie sich die Zahl seiner Untertanen vergrößern würde. Daher entbot er sich, die Hochzeitsfeier für die vier Brautpaare und ihr Gefolge auf seinem Schloss ausrichten zu lassen.

Schlussendlich war das ganze Dorf zugegen. Es wurde sieben Tage und Nächte lang gefeiert. Wein, Schenkbier und Branntwein flossen in großer Menge. Wir haben noch nie eine so prächtige Hochzeit gesehen, sagten die Leute, und einige sprechen heute noch davon.

Allein die Hoffnungen des Herrn von Zeschwitz hatten sich nicht erfüllt, hatte er doch nicht bedacht, dass die Burschen mit ihren Wasserbräuten die Welt der Menschen verlassen würden.

Iris Brankatschk, 2022



Die Nixen vom Schwarzteiche bei Ober-Putzkau

Im Schwarzteiche wohnte einst ein Wassermann mit seinen lieblichen Töchtern. Diese mischten sich gern und oft unter die fröhliche Jugend der umliegenden Dörfer. Jedermann kannte die schönen Nixen an dem stets leuchtenden Saum ihrer Kleider. Oft wandelten sie nach ihrem Lieblingsplätzchen, einem Steinblocke mit ausgehöhlten Doppelsitze am Klosterberg bei Demitz, der noch lange ‚der Jungfernstuhl‘ genannt wurde. Dort verweilten mitunter stundenlang, den Blick in die blaue Ferne gerichtet, und wenn die Nonnen von

Marienstern an dem Tage des Jahres, wo dieselben den Klosterberg aufsuchten, um sich lustwandelnd daselbst zu ergehen, an ihnen vorüberzogen, so erhoben sich die Nixen ehrerbietig von den Sitzen. Sonntags abends tanzten sie mit den Jünglingen, waren aber stets zur Mitternacht verschwunden. Einstmals erschienen sie wieder auf dem Tanzboden zu Staupitz. Da verabredeten einige Burschen, sie länger als sonst zurückzuhalten. Als die Wassertöchter unbemerkt zur Tür hinausschlüpfen wollten, vertrat man ihnen den Weg. Lange fanden ihre Bitten kein Gehör. Endlich malte sich bange Furcht in ihren schönen Zügen. „Laßt uns hinaus“, flehten sie, „es ist heute Osternacht, und wenn wir das Wasser nach Mitternacht berühren, so ist es unser Unglück!“ „Ostern ist längst schon vorüber“, riefen die Burschen. „Nicht doch“, antworteten die Nixen, „heute ist die rechte wahre Osternacht, die ihr unwissenden Menschenkinder nicht kennt.“ Geht hinunter in den Stall und seht, wie unruhig die Tiere sind, von deren Geschlechte eins ehemals den Gottessohn seinen Leiden entgegnetrug. Seht den Eseltreiber dabei sitzen, wie er seine Hände fromm zum Gebet faltet: er erkennt an den Gebaren seiner Tiere, daß heute die rechte Osternacht ist. Laßt uns ziehen!“ Da willigten die Jünglinge endlich ein. Zwei derselben folgten neugierig den Jungfrauen, die in fliegender Hast dem Schwarzteiche zu eilten. Schon kam den Heimkehrenden der alte Nix entgegengewandelt und nahm die Töchter in Empfang. Am Ufer des Teiches angelangt, erhob das eine Mädchen eine Gerte und schlug damit kreuzweise über das Wasser, welches sich sogleich teilte. Ehe aber noch die erste den Fuß hineinsetzte, verkündigte der Kirchseiger leise die zwölfte Stunde. Da erhob sich ein Sturm. Stärker rauschten die Halme des Schilfes und knarrend bogen sich droben auf dem Hainburg die hundertjährigen Fichten; dann legte sich die Windsbraut; alles wurde wieder still. Der Mond lugte bleich durch schwarzgezacktes Gewölk. Nix und Nixen waren verschwunden. Nur ein langgedehnter Wehgeschrei drang aus der Tiefe der Flut zu den am Ufer zitternd stehenden Burschen. Nach einer Pause erscholl ein gleicher Schmerzenslaut. „Gib acht“, sagte wehmütig der eine Jüngling zu seinem Gefährten, „die kehren nie mehr wieder!“ Und er hatte recht – die schönen Undinen blieben von da aus,



denn ihr Dasein war verwandelt. „Hätten wir nur das nicht getan!“, jammerten die Anstifter der Neckerei. In der Nähe des Schwarzteiches haben sich dann oft zwei weiße Gestalten gezeigt. Fuhrleute wollen sie gesehen haben, deren Pferde an den Geistern nicht vorüber mochten, aber, mit der Peitsche angetrieben, scheu wurden und keinem Zügel mehr gehorchend, unaufhaltsam zurückjagten.

Alfred Meche „Sagenbuch des Königreichs Sachsen“ Leipzig G. Schoenfeld, 1903

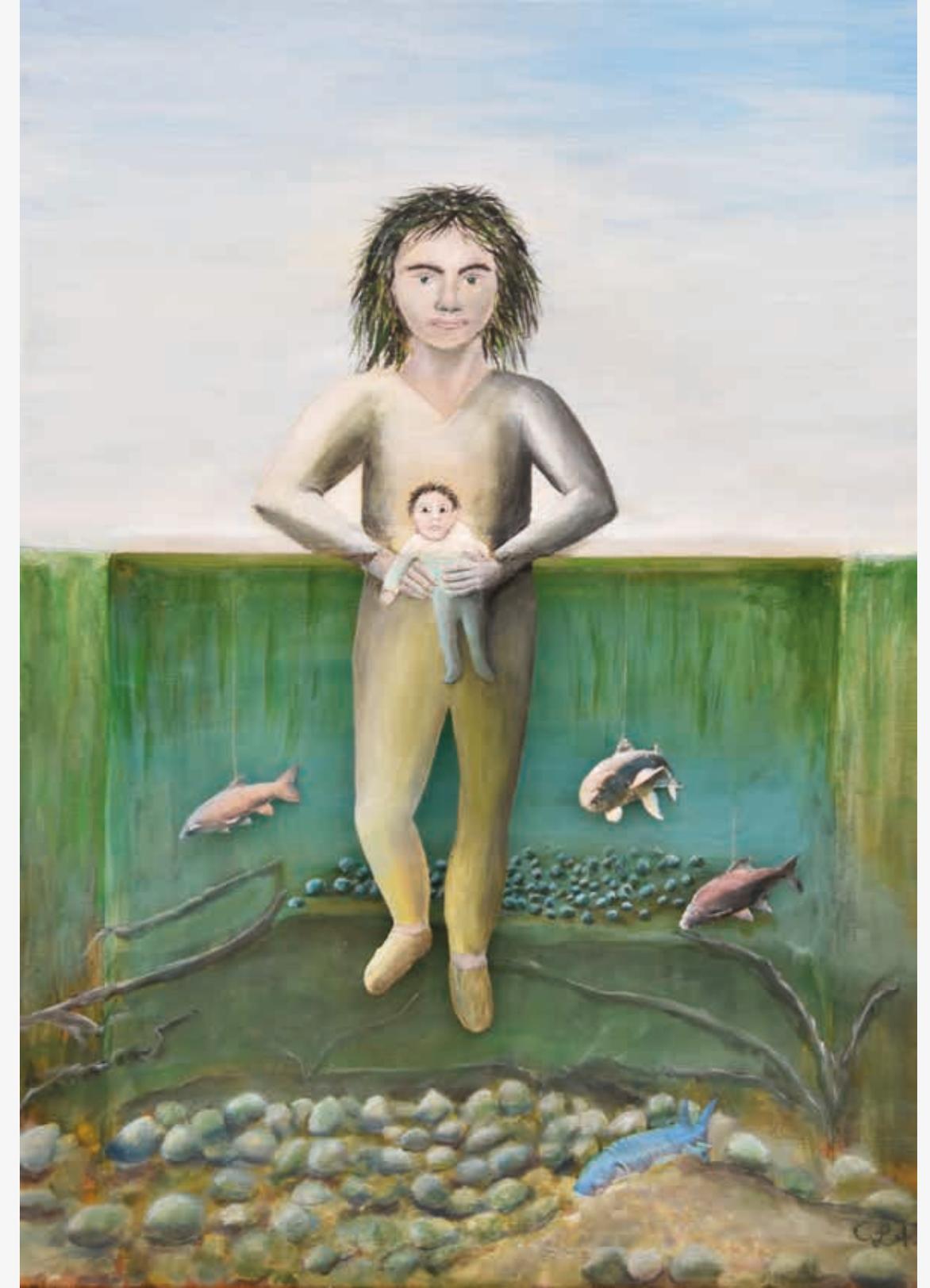


*„Reinheit – Ein Ort an dem nichts passieren kann“
Photographien von Kateryna Yashta aus Kiew, dortselbst 2016 aufgenommen*

Der Wassermann in der Lausitz

Der Wassermann, Nykus genannt, sowie seine Gemahlin verlocken an See und Flüssen die Vorübergehenden zum Baden und ertränken sie sodann. Er thut dies auch mit Jedem, der in seinen Bereich kommt, denn er muß alle Jahre seine gewisse Anzahl Opfer bekommen, es seien nun Menschen oder Thiere. Wenn seine Frau an dem Ufer der Gewässer Wäsche trocknet, so ist regnerische Witterung und großes Wasser zu erwarten. Er erscheint in einer von einem Menschen in nichts unterschiedener Gestalt, und ist er auf trockenem Lande, so ist er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu einem Diener machen. Mit seiner Frau zeugt er auch Kinder und diese gehen mit den Kindern der Menschen um. Die Töchter kommen auch wohl zum Tanze und verlieben sich in die hübschen Burschen. So kamen z.B. die Töchter des Wassermannes, wenn in der Schenke zu Lohsa Musik war, vor alten Zeiten auch immer dahin und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burschen. Sie waren sehr schön und dabei hübsch geputzt und von den andern Mädchen nur dadurch zu unterscheiden und als Töchter des Wassermannes zu erkennen, daß ihr Rock stets einen nassen Saum hatte. Die eine verliebte sich in einen Burschen, welcher der schöne Georg hieß, ebenso er sich in sie, aber er scheute sich doch, in ihre Wohnung mitzugehen. Der Wassermann hatte aber damals seine Wohnung in dem an der Spree gelegenen und der Herrschaft gehörigen Teiche, welcher den Namen Ramusch führt und durch den jetzt der Fluß geleitet ist. Er begleitete seine Geliebte öfters bis hierher und ging auch endlich mit ihr. Der schöne Georg erzählte hierauf, sie habe, als sie zu dem Teiche gekommen, eine neue Gerte genommen und damit ins Wasser geschlagen. Dieses habe sich nun getheilt und sie wären auf einem schönen grünberasteten Wege zu der Wohnung des Wassermannes gekommen und in dieselbe hineingegangen. Dort wäre es sehr schön gewesen und man habe ihn außerordentlich gut aufgenommen etc.

Cornelia Leitner „Wassermann“, Acryl, Nylonfaden auf Leinwand





Das Mittagsgespenst

Das Mittagsgespenst (Pschipolnitza) ist ein weibliches, großgewachsenes weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Es schweift mit der Sichel bewaffnet über die Felder und steht unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, Mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Ueberraschten mußten ein scharfes Examen über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen und die ganze Procedur dieses Kulturzweiges ununterbrochen und in einer solchen Ausführlichkeit vortragen, daß damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit der Macht desselben aus und es ging von dannen. Wußten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten und das Gespräch bis zu dieser Stunde nicht im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab oder erwürgte sie oder verursachte ihnen wenigstens eine mit Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines herannahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Noth auf dem Felde arbeitet: »fürchtest Du nicht, daß die Mittagsfrau auf Dich kommen wird?« und die sprichwörtliche Redensart: »sie fragt wie die Mittagsfrau«, ist im alltäglichen Gebrauch.

Cornelia Leitner „Die Mittagsfrau“, Acryl, Nylonfaden auf Leinwand

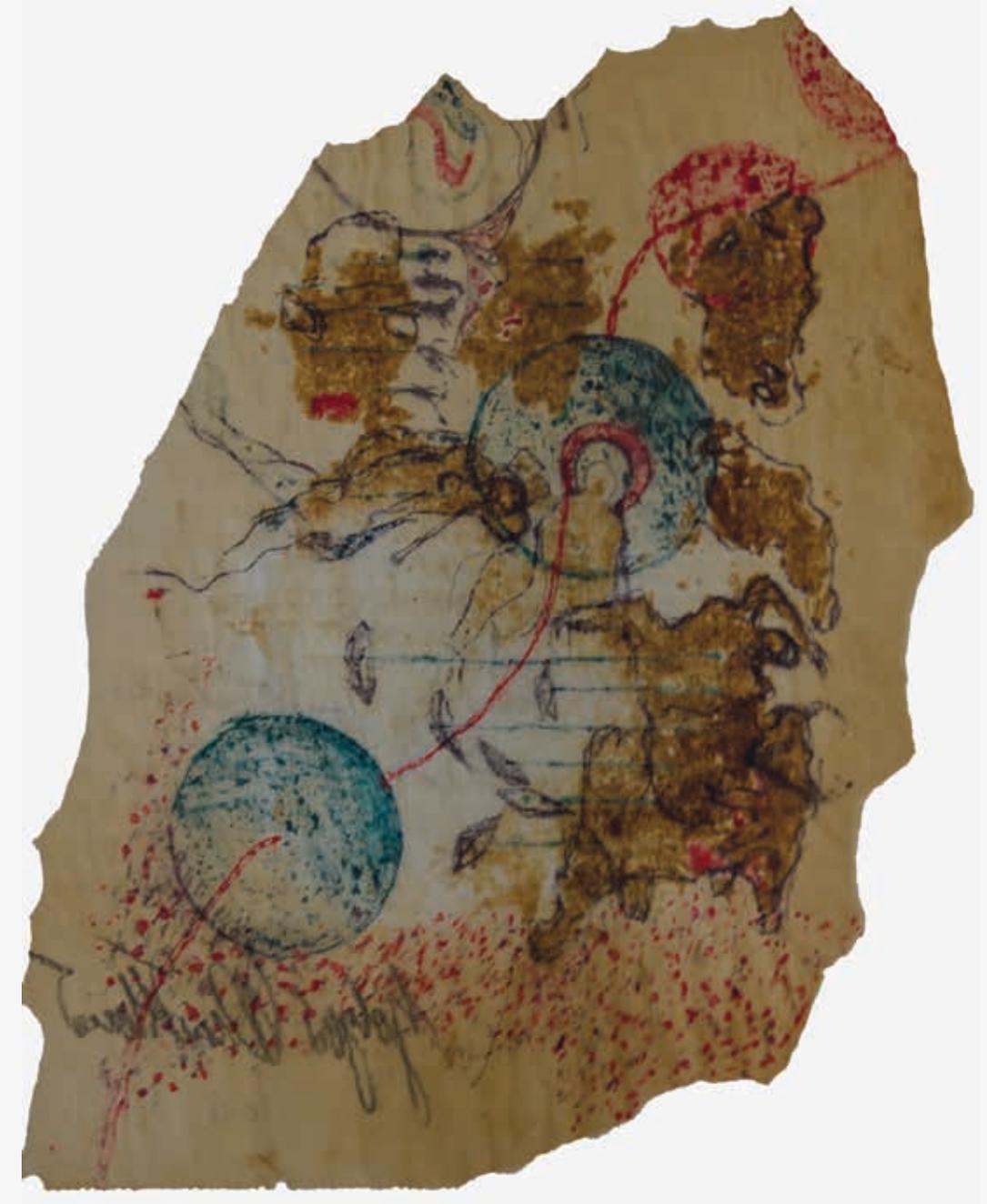
Der schwarze Hund zu Budissin

In Buddessin vor dem auswendigen Laurantore unfern des Gasthofes der drei Linden, nicht weit von der Stelle, wo sich ehemals linker Hand der Rabenstein befand, entsteigt in der zwölften Nachtstunde einer daselbst befindlichen Vertiefung ein großer schwarzer zottiger Hund, welcher durchs Tor hinein bis in die Gegend des Waisenhauses, manchmal noch weiter seine Rund gemacht, dann zurückkehrt und

am besagten Flecke wiederum verschwindet. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück der Stadt an, indem man vor allen bedeutenden Bränden dieses Ungetüm bemerkt haben will. Sein Ursprung wird folgendermaßen abgegeben. Im elften Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen gehörte, lebte in der Hauptstadt dieser Provinz ein polnischer Graf von wüster bestialischer Natur, mehr dem Heiden- als Christentum ergeben, der nach damaliger edelmännischer Sitte und Brauch Bürger und Bauern baß quälte, indem er sie, für Vieh bestimmt, zur Frone hielt, sie nur Hunde nannte und nicht selten ihnen einen roten Hahn aufs Gehöfte zu setzen drohte. Als er nun eines Tages die Sache, nach seiner Art, wieder recht toll betrieben hatte, schwang er sich nach genossener Abendmahlzeit von Met berauscht auf sein Roß und sprengte in toller Wut zum Lauentore hinaus. Da fiel plötzlich aus dem wunderbar umflorten Wolkenhimmel eine Feuerkugel herab, wovor sich der Gaul scheute, während der Reiter ergrimmt und trotzend mit scharfen Hieben ihn zur Ordnung bringend bemüht war. Allein wild schnob und bäumte sich der Rappe und entledigte sich seines despotischen Gebieters auf eine so heftige Art, daß derselbe herabstürzte und am folgenden Morgen mit schwarzem Gesichte und auf den Rücken gedrehtem Kopfe auf dem hämischen Platze, wo gegenwärtig der Hund der Erde entsteigen soll, entseelt gefunden wurde. Der Gaul aber wurde von niemanden mehr gesehen, und man sagt, es ei ein böser Höllengeist gewesen, der in dieser Gestalt den Grafe geholt habe, welcher auch verdammt sei, bisweilen als Hund den Menschen zu erscheinen. Ein vor nun schon beinah hundert Jahren bekanntes Bänkelsängerlied gedient seiner in folgendem:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhmischer Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! Bellt er bis diese Stund'.

Holger Wendland „Höllenhund“, Zeichnung auf Backpapier



Die Wurzeln der Bornematz-Sage

Das Kriegsjahr 1637 brachte große Not für unsere Heimat. Die Kaiserlichen schonen weder Gut noch Blut der geängstigten Bewohner. Das Großröhrsdorfer Kirchenbuch berichtet: „1637, am Grünen Donnerstage, so ein junger Mann, Max Brückner und ein Mann Bornhans Schöne beide uff der Massenei erschossen worden.“ Die grausige Tat geschah am Seeligstädter Weg in der Nähe der Steinbachbrücke. Bald sagte man, die Seelen der Ermordeten könnten keine Ruhe finden, und so wurde im Volksglauben die Mordstelle an der Steinbach zur Stätte unheimlichen Spukes. Im Laufe der Jahre sind dann die Namen der beiden Ermordeten miteinander verschmolzen, doch aus „Bornematz“ sind noch „Bornhans“ und Max Brückner herauszuhören.

Das weitere Erzählen hat den historischen Kern immer mehr entstellt, bis zuletzt folgende Geschichte entstand: In alten Zeiten lebte in Großröhrsdorf ein Mann, der Matthäus Born hieß. Dieser besaß ein böses Weib. Sie war im ganzen Dorfe verschrien. Mit niemanden konnte sie sich vertragen. Sie hatte mit allen Nachbarn Zank und Streit. Selbst mit ihrem Manne lebte sie nicht in Frieden. Ihn bearbeitete sie nicht nur mit Worten, sondern gelegentlich auch mit den Händen. Oftmals mitten in der Nacht wurde die Nachbarschaft durch das Schreien und Toben der Bornematzen aus dem Schlafe geweckt.

Da starb eines Tages das böse Weib. War das eine Erlösung. Nun glaubten alle, Ruhe vor ihr zu haben. Aber das sollte ein Irrtum gewesen sein. Der böse Geist der Verstorbenen hauste und tobte nach dem Begräbnisse im Hause des Matthäus Born noch schlimmer als zu Lebzeiten der Bornematzen selbst. Türen wurden auf- und zugeschlagen, Fenster zertrümmert, Putz ward von den Decken und Wänden gerissen, Tische und Stühle wurden umgeworfen, selbst der alte Kachelofen fiel eines Tages plötzlich um.

Die Schlafenden wurden an den Haaren gezogen und sogar aus den Betten geworfen. Auf den Treppen und auf dem Oberboden ging es wie mit klirrenden Ketten auf und ab. Da wollte zuletzt niemand mehr im Haus wohnen bleiben. Die Leute zogen aus, und lange hindurch stand es ganz leer; denn auch Matthäus Born musste das Haus verlassen. Er konnte es darin nicht mehr aushalten. Nachts waren die Fenster zeitweilig hell erleuchtet, zur Esse hinein und hinaus schossen feurige Garben. Zuletzt ging nachts, dann auch an hellen Tagen, niemand gern an jenem Spukhause vorbei.

Nun wurde dem Matthäus Born der Rat erteilt, er soll aus Dresden den Scharfrichter, der ein berühmter Geisterbanner war, kommen lassen. Der werde wohl helfen können.

Matthäus Born machte sich eines Tages auf den Weg nach Dresden. Er klagte dem Scharfrichter seine Not. Der hörte ihn ruhig an und sprach sodann: „Euch will ich helfen. Es ist zwar in diesem Falle sehr schwer für mich, aber geht nur getrost heim, die Sache wird gemacht. Der Bann, so hoffe ich bestimmt, wird sicherlich gelingen.“ Schon am anderen Tage kam der Dresdner Scharfrichter, aber nicht allein. Er brachte seine beiden Gesellen mit, dazu sechs schwarze Pferde und schwere eiserne Ketten.

Mit Anbruch der Nacht sollte das schwere Werk beginnen. Fast schien es, als ahne der böse Geist, was mit ihm vorgehen sollte; denn plötzlich fing es im Hause drin derartig an zu lärmen und zu toben, auch zu werfen, dass es niemanden möglich war, das Spukhaus zu betreten. Der Scharfrichter schloss alle in das Haus führende Türen ab. Dann umschritt er mit seinen beiden Gesellen dreimal das Spukhaus und sprach seine Zauberformeln. Mit einem schwarzen Stabe kritzelte er dabei geheimnisvolle

Zeichen in den Sand. Hierauf blieben die Männer vor den Fenstern des Spukhauses stehen. Jeder hielt das Ende einer Kette in seiner Hand. An das andere Ende jeder Kette waren je zwei schwarze Pferde gebunden. Hierauf wurden plötzlich auf ein Zeichen des Scharfrichters die schweren Ketten durch das Fenster geworfen, dass sie klirrend drinnen in der Wohnstube niederfielen. Da erfolgte plötzlich ein lauter Schrei. Jetzt trieb der Scharfrichter die Pferde an. Diese vermochten kaum die Last an den Ketten zu schleppen. Wie wenn viele Zentner an diesen hingen, so drückten sie in die Erde ein. Die Pferde wurden in die Massenei getrieben. In der Nähe des Steinteiches wurde endlich Halt gemacht. Die Gesellen spannten ab. Die eisernen Ketten hatten sich in den Waldboden so tief eingedrückt, dass sie kaum noch zu sehen waren. Die Pferde wurden von den Gesellen beiseite geführt. Hierauf umschritt der Scharfrichter dreimal den Platz, da die Ketten lagen. Darauf verließ er mit den Gesellen und mit den sechs Pferden den stillen Wald und kehrte, nachdem er von Matthäus Born seinen Lohn erhalten hatte, nach Dresden zurück.

Von jenem Tage an herrschte Ruhe im Spukhause. Das Haus ward neu vorgerichtet und erhielt bald wieder Bewohner. Sie sind nie mehr von jenem Spukgeiste belästigt worden.

Nach der Verbannung trieb der böse Geist der Frau Bornematzen in der Massenei sein Unwesen. Als Unholdin äfft und schreckt die Bornematzen den einsamen Wanderer, nicht nur nachts, sondern auch am helllichten Tage.

In manchen Fällen zeigte sich die Bornematzen auch als hilfreicher Geist.

Jens Pollack „Bornematzens Haus“, Acryl und Fineliner auf Leinwand



Die Murawa und Mara in der Lausitz

Die Murawa ist dasselbe, was man in der deutschen Mythologie den Alp nennt. Man stellt sich denselben in der Gestalt einer Frau vor, die den Menschen im Schlaf peinigt, und sich zuweilen wie eine schwere Last auf ihn legt, dass sie weder atmen noch sprechen können. Sie ist demnach eigentlich eine Nachtwandlerin, erscheint aber auch dann bei Tage, wenn es während des Sonnenscheins regnet. Zu dieser Zeit flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, den man im Wendischen demgemäß auch Khodojta (Hexe) nennt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa jemandem schaden könne. Die Mara dagegen wird bald als Krankheits-, bald als Todesgöttin betrachtet. Sie pflegt sich zu zeigen, wenn eine Seuche einer Ortschaft naht, man kann dieser aber den Eingang wehren, wenn man die Dorfmark mit drei Pflugfurchen umzieht. Auf dem Kotmar- oder Hochberge dagegen erscheint sie in anderer Weise, denn sie soll dort zur Mittagsstunde herumwandeln und alles fruchtbar und die Kräuter wachsend machen. Daher pflegten die Wenden ehemals Wallfahrten dorthin zu unternehmen, und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze etc. Übrigens kennen die Lausitzer noch eine andere Todesgöttin, die Smertnitza, die sie sich als eine blasse, aber wohlgebildete und weißgekleidete Frau denken, welche sich vor oder in einer Behausung zu zeigen pflegt, wo innerhalb dreier Tage jemand sterben soll.



Maria Kazvan aus Lviv, „Göttin“, Photographie



Maria Kazvan „Mutter Erde“, Photographie

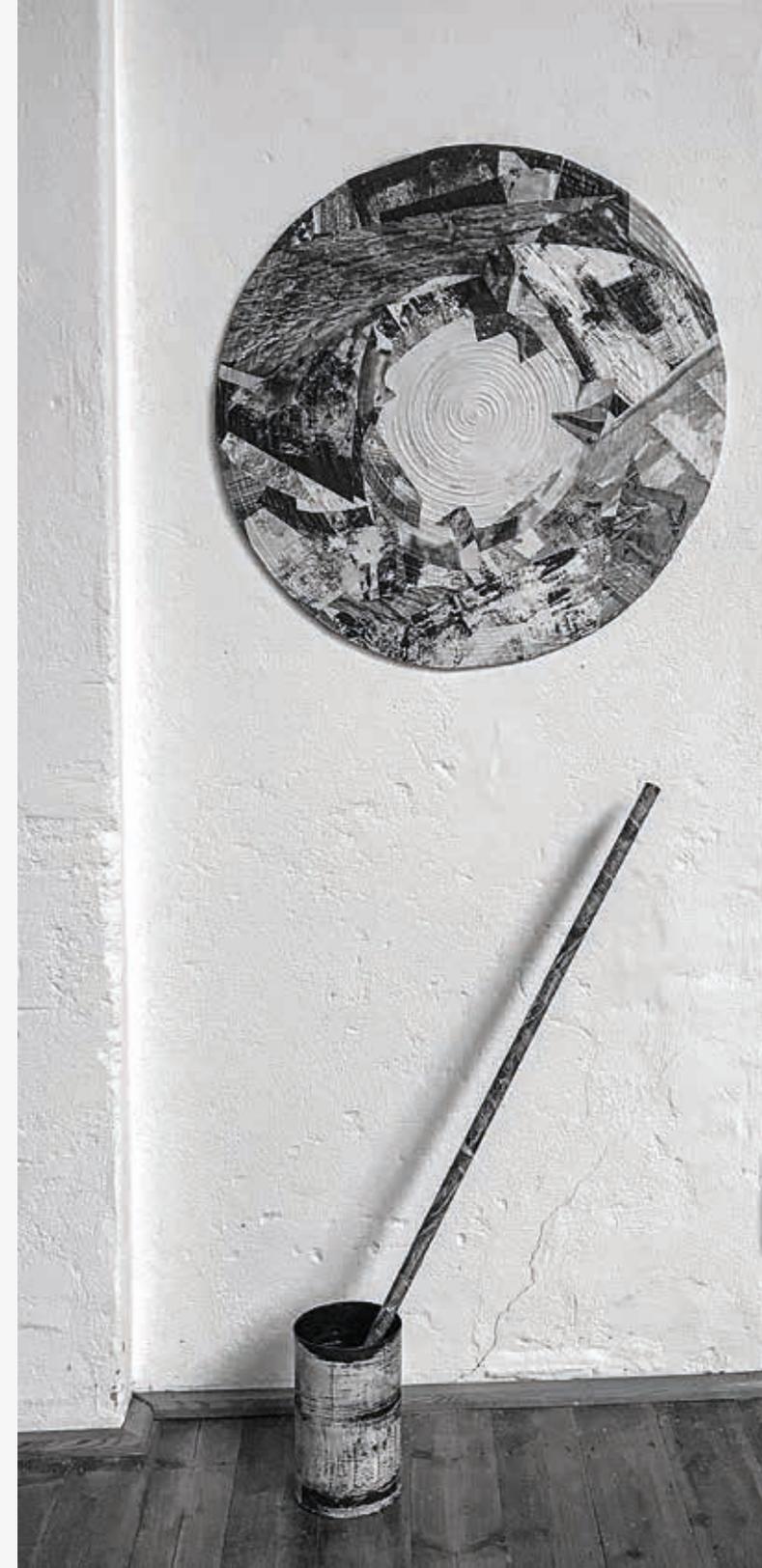


Maria Kazvan „Mara“, Photographie

Östlich des Weges von Kubschütz nach Reschwitz liegt eine bewaldete Höhe, die der Volksmund „Schibata Marata“ nennt. An diese knüpft sich folgende Sage von der Mara oder Mittagsfrau. Vor vielen, vielen Jahren pflügte ein Bauer sein von jenem Gebüsch umgebenes Feld. Er achtete nicht darauf, dass vom Kirchturme zu Puschwitz die Glocke die Mittagsstunde verkündete. Da hörte er Busche ein lautes, klappendes Geräusch, wie wenn der wendische Bauer beim Kuchenbacken die Bleche wirft. Er erinnerte sich, dass seine Knechte oft schon erzählt hatten, dass sie kurz vor Mittag ein häßliches Weib aus dem Busche hätten kommen sehen, das die Mara gewesen sei. Dann hätten sie schnell Sense oder Spaten hingeworfen und seien davon gelaufen. Mehr im Scherz rief der Bauer jetzt: „Mara bring mir auch einen Kuchen!“ Kaum gesagt, trat die Alte mit einem runden Kuchen und einem Holzkrug Bier aus dem Dickicht, zwickte ihn und belästigte ihn mit allerhand Fragen und sagte endlich: „Iß diesen Kuchen, ohne ihn anzuschneiden, und trink das Bier, ohne den Krug zu berühren. Hast du es in einer Stunde nicht getan, lebst du nicht mehr.“ Damit trat sie in den Busch zurück. Der schlaue Bauer aber nahm sein Messer, schnitt aus dem Kuchen ein kreisrundes Stück, ohne den Rand zu verletzen, holte einen Halm vom Weizenfelde und sog das Bier aus dem Krug.

Die Mara kam um ein Uhr wieder, und als sie sah, dass die Aufgabe gelöst war, rief sie: „Das hat dich der Teufel gelehrt!“ und verschwand mit Gepolter. Niemand wagte mehr, das Feld zu betreten und die Ernte einzuholen. D machten sich endlich die Bauern von Kubschütz auf, die Mara zu vertreiben. Sie fanden sie auf einem ausgehöhlten Felsen sitzend. Sie wollten sie fortziehen, aber keiner brachte sie von der Stelle. Endlich holte man Pferde herbei, ihrer zwölf spannte man an den Felsen. Diese zogen so heftig, dass sie mit ihren Hufen tief in den Felsen hineintraten, wo die Abdrücke als Näpfe zu sehen sind. Aber die Mara brachte man nicht von der Stelle. Endlich holte man einen Geistlichen, der sie in einen Waldteil beim Czerneboh bannte. Seitdem hat niemand mehr die Mara in Kubschütz gesehen.

Kathrin Christoph „Die Mittagsfrau Mara“, Malerei und Objekt Installation



Swobodnosć je wulka suknja,
bjez rukawow, přédka, zadka a kornarja.
Die Freiheit ist ein gar weites Gewand,
ohne Ärmel, Vorderteil, Rückenteil und Kragen.

Marata

Die Landschaft war ein weibliches Wesen mit Oberhaut und Unterhaut. Dazwischen lagerten die Vorkommen. Das Flöz in seiner Mächtigkeit und das Hangende, das Liegende, das Verworfene und Aufgeworfene. Dazu die Wälder, die wie Haar waren, filzig und störrisch. Dann kamen da noch die Findlinge vor, die man auch die Verirrten nannte. Verirrt aus einer Zeit, die niemand ganz genau ausrechnen kann.

Nichtmal Marata, obwohl sie schon steinalt ist.

Von ihrem Findling sah sie auf das Menschengeschlecht hinab. Sah und hörte, daß man ihren Namen umdrehte.

„Morawa!“, riefen sie und vermeinten die Tödin zu sehen.

Aber sie lebte ja! Wasser, Feuer und Frost hatten ihre Haut gegerbt. Doch bei Sonnenaufgang lag Reif auf ihrem Haar. Auch sonst war die ganze Person bedeckt mit Asche, Flugasche, die aus den nahen Schornsteinen schwebte.

Marata schlief nicht. Sie hielt die Landschaft im Auge. Den schalen Kanten Grün, der ihr und dem Findling noch verblieben war. Sie sah die rostigen Fresser ihr Zähne in die erste Hautschicht schlagen. Die erste Schicht war Reif. Er zerplatzte mit einem Knacken. Sie hörte die Stimmen der Menschen immer dreister werden. Die Menschen wollten sie schon verjagen, versuchten ihren Stein fortzuzarren. „Totenfrau, verlaß uns!“, riefen sie.



Marata sah, wie das Haar der Welt herausgerissen, die Oberhaut abgekratzt und alles weggekarrt wurde. Dann pfiß nur noch der Wind um ihren Findling, pfiß durchs rostige Gestänge. ein Totenlied. Aber das hörte niemand außer ihr.

In der Ferne, wo die Behausungen der Menschen waren, sah sie Irrlichter, die mit der Nacht kamen und mit der Sonne gingen. Sie hörte den Lärm, die die Füße, Arme und Schlünder der Menschen machten, wenn sie in Bewegung waren. Diese Bewegung wurde immer schneller, der Lärm wurde dichter, er lullte sie ein. Mit Mühe behielt sie alles im Auge.

Doch das Knirschen und Malmen, das Schreien und Fressen ging bald über ihre Kräfte. Sie verlor das Gehör. Kahl wurde der Findling rundum. Aber er trug noch. Im Rund, den Maratas Rumpf und die Beine bildeten, wuchsen Kräuter und Moose, die keiner außer ihr mehr kannte. So wartete sie auf die Fragen der Menschen. Aber sie fragten nichts Und falls sie doch gefragt haben sollten, hörte sie nichts.

An einem Tag setzte sich der Findling in Bewegung, an den erdschichten entlang schlitterte er ins Innere, schlug auf taubem Gestein auf und blieb liegen.

Sie aber sitzt immer noch da und wartet. Wartet mit dem Namen der Kräuter im Mund, wartet mit der Deckschicht der Erdrinde im Schoß, mit Humus, der warm ist und sie alle deckt, da sie dann kommen.

Kommen und ihn bilden. Den Menschen.

Roza Domascyna

Maja Nagel „Marata“, Zeichnung (v. S.)

Marianna Glynska aus Ivano-Frankivsk „Marata“, Photographie (r. S.)



Die Mittagsfrau

Gräser flüstern noch vom Regen
in den Rispen. Grau
gehen durch sie fremde Wesen,
gehen wo sich Halme legen,
gläsern rollt der Tau.

Später in der Morgenstunde
steht die Au im Glanz.
Alles schweigt mit Gold im Munde,
sprachlos. Und es dreht die Runde,
was geflügelt ist, und tanzt.

Doch um zwölf verstummt der Reigen,
Licht liegt stumpf auf allen Ähren,
die dann still die Häupter neigen.
Wesen harren zwischen Zweigen,
ob sie nie gewesen wären ...

Barfuß geht sie durch das Gras.
Wo ihr Fuß steht, gilbt die Au.
Wer Nass hat, der reicht ihr das
und sie nimmt und leert das Glas.
Flirrend hitzt die goldne Frau.

Was sie anfasst, das wird erden;
was sie anblickt, das verblüht.
Ihre Krone springt in Scherben.
einsam wird sie abends sterben;
was sie anspricht, das verglüht.

Jemand hat ihr Kleid zerschnitten.
Löcher hat das Himmelblau!
Unwetter hat sie gelitten,
hört kein Flehen, hört kein Bitten:
Wolken bricht die Mittagsfrau.





Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich ein Student aus Polen nach Budissin aufgemacht und hat sich da eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholischen Temperamentes war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, so nannte man ihn gemein hin den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geschehen pflegt, das dergleichen tiefsinnige Personen von gewöhnlichen Leuten häufig verspottet werden, so ging es auch mit diesem polnischen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuster, Namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verspottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungestüm verlangt hatte, so fragte er den erwähnten Schuster im Eifer, ob er nicht zu seiner Bezahlung dürres Leder annehmen wolle? Der Schuster geht darauf ein. Was tut nun der tolle Barthel? Er ersteigt an einem Sonnabend (den 17. Sept. 1558) um Mitternacht den vor dem Laurentore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche Körper, die fast drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt solche als ein großer und starker Mensch auf seiner Achsel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den h. Geistberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle, und lehnt sodann den einen Körper an die Haustüre des oben benannten Schusters, den andern aber schiebt er dem Drahtzieher zum Fenster hinein. Da nun der Schuster am andern Morgen früh seine Haustür aufmacht, wird er seine dürre Bezahlung, sowie der Drahtzieher seine Beschimpfung mit Schrecken gewahr. Beide zeigen diese verwegene und boshafte Tat gerichtlich an. Bartholomäus ward arretiert, vernommen und sodann bei Nacht durch Gerichtsdienersamt einer großen Bürde Bücher, die er beständig bei sich trug, aus der Stadt weg und über die Grenze geführt, der Scharfrichter aber musste auf Befehl die beiden Körper wiederum an Ort und Stelle schaffen und aufs Neue aufhängen lassen, dafür er auch den sonst gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat.

Seit der Zeit sagt man: Zu Bautzen hängt man die Diebe zweimal.



Irena Paskali „In Bautzen hängt man die Diebe zweimal“, Graphit auf Leinwand

Der Bludnik in der Oberlausitz

Der wendische Bludnik (von blud, Irrthum) ist der deutsche Irrwisch. Er ist ein schadenfroher Gnome, der bei Nacht und Nebel die Menschen so verblendet, daß sie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe gerathen. Das macht er besonders mit den Vorwitzigen, die ihm muthwillig nachlaufen. Am Besten ist es daher, man sieht ihm so wenig als möglich nach und geht bedachtsam und ruhig seines Weges. Manchem jedoch, der ihm gute Worte gibt und eine annehmlliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wieder finden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum Besten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silbergroschen, wenn er ihn richtig nach Hause bringen wollte. Der Irrwisch war damit zufrieden und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, daß er keiner Hülfe mehr bedarf, dankt dem Führer, gibt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, „ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde?“ Letzterer antwortet ganz fröhlich: „Ja! denn ich sehe schon meine Hausthür offen.“ Da schreitet er auf diese zu und – fällt in's Wasser, denn es war alles Täuschung gewesen. Besonders mit den Betrunknen macht sich der Irrwisch seinen Spaß, wenn sie vom Jahrmarkt oder von einem Trinkgelage nach Hause gehen. Er führt sie vom Wege ab und in die Irre, und wenn sie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, sondern es vorziehen, draußen ihren Rausch auszuschlafen, dann brennt er sie auf die Fußsohlen. In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder.

J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Grimma, 1843

Jo Zipfel „Der Bludnik – auch Feuermann genannt“, Eschenholz (n. S.)



Sage von der Wunderblume auf dem Löbauer Berge

Auf dem Löbauer Berge blüht in der Johannisnacht eine Blume, herrlich und schön, und wer sie pflückt, wird zum glücklichen Menschen. Der Stengel ist von grünem Smaragd, an dem Blätter von Rubin wachsen, die weithin durch den dunkeln Tannenwald leuchten. Alles aber übertrifft an Pracht ihr Kelch, der aus einem großen Diamant besteht, dessen Glanz den Mond und die Sterne verdunkelt und aus dem liebliche Gesänge emporsteigen, die zauberisch die stille Nacht durchklingen.

Von dieser Wunderblume erzählt man sich folgende Sage. Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloschen allmähig in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelt und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!“ Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nach einander gestorben, und sie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das thauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit. Plötzlich sieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz schimmern, sie eilt auf die Stelle zu und steht vor der Wunderblume. So hatte sie ihr einst ihr Vater geschildert, als sie allabendlich das Köpfchen auf die Hände gestützt, seinen Erzählungen lauschte. Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: „Pflück mich ab, pflück mich ab!“ Und als sie die Blume abgepflückt hatte, erlosch der Glanz derselben und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen todt mit gefalteten Händen liegen. Die Blume hatte es zum höchsten Glücke erhoben.

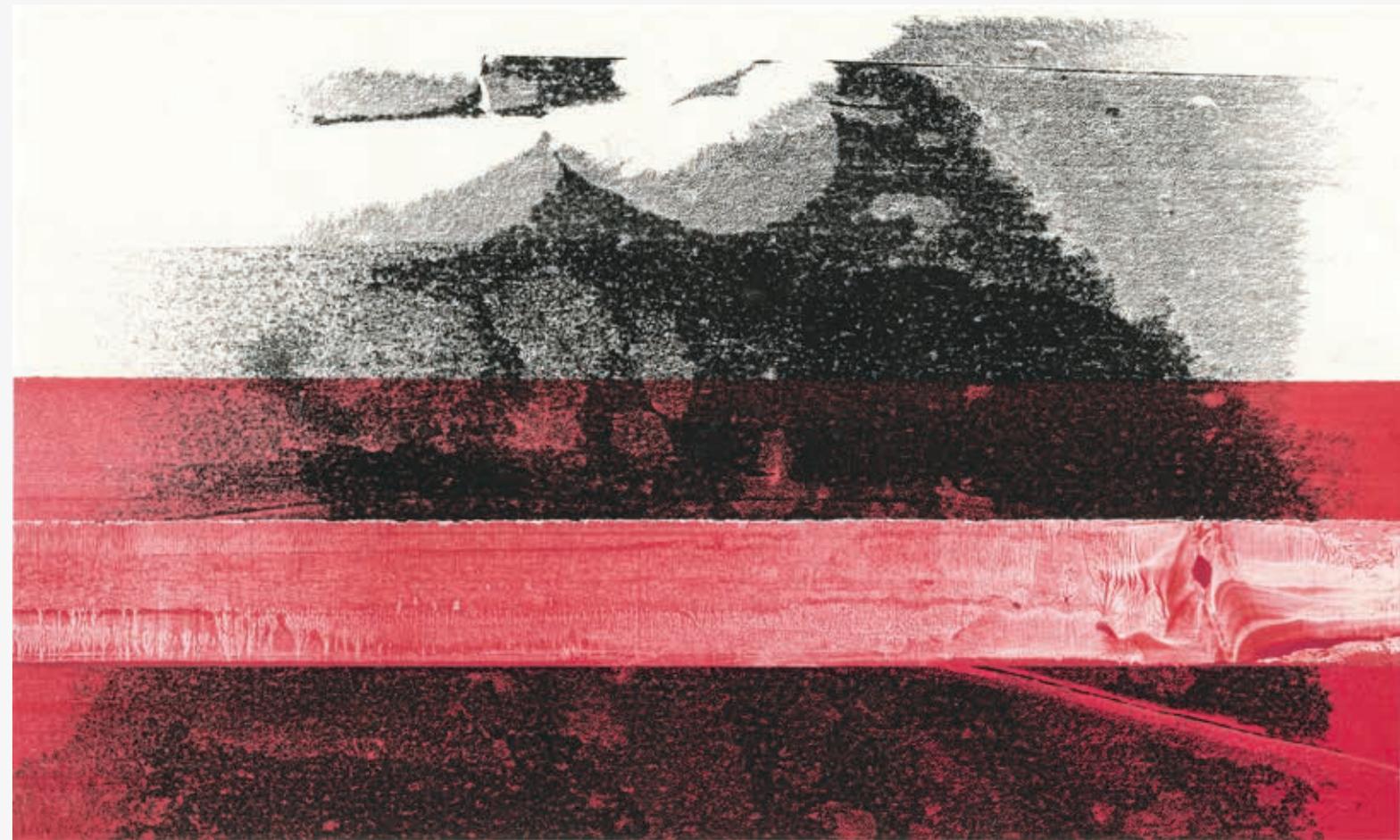
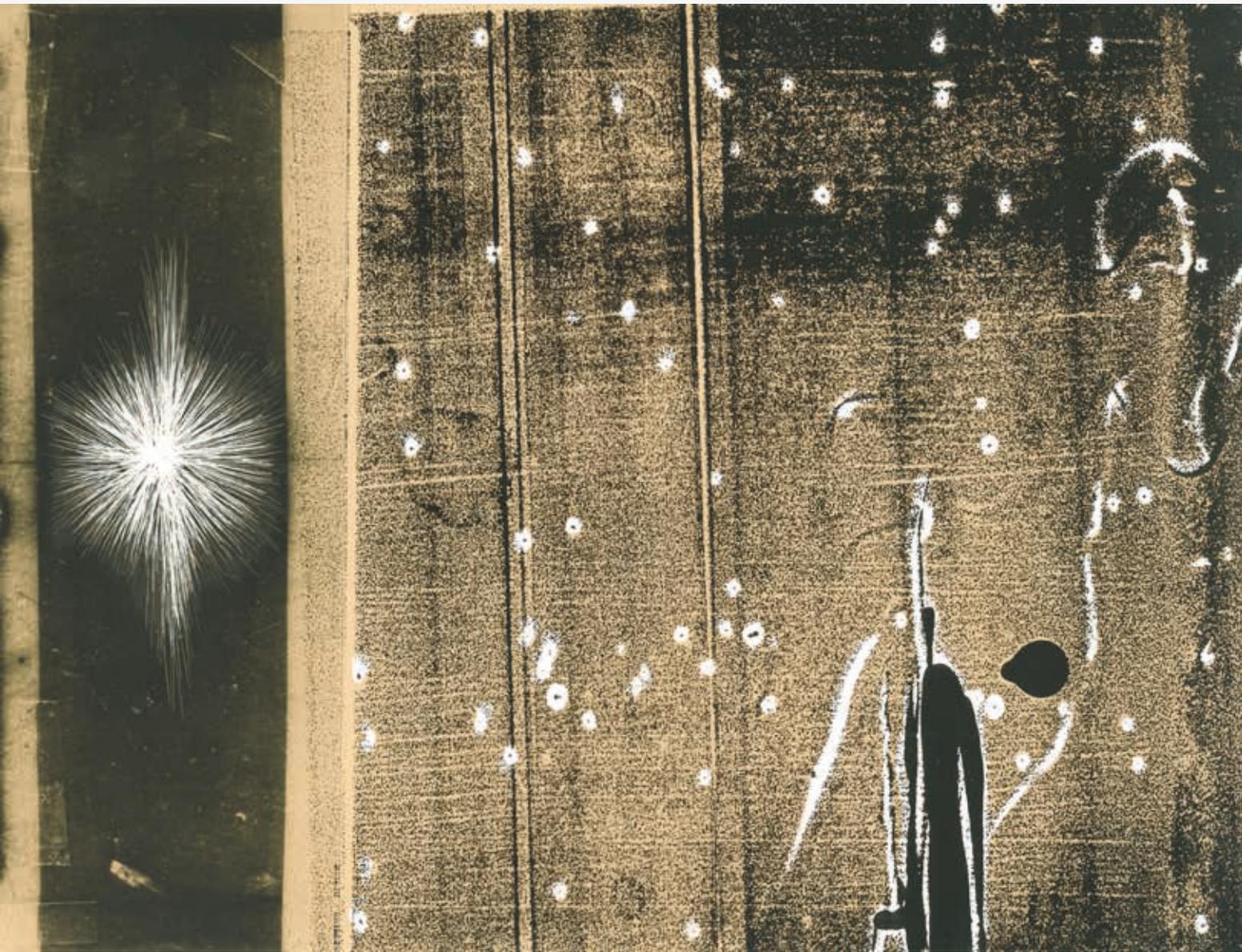
Karl-Heinz Schicht „Die Wunderblume“, Acryl, (n. S.)



Ein Bauer will das Irrlicht betrügen

Einst ging ein Bauer spätabends nach Hause. Der Weg führte über sumpfige Wiesen und durch wirres Buschwerk. Weil es gar so dunkel war, verirrte sich der Mann. Da erblickte er plötzlich ein Irrlicht. Schnell rief er ihm zu: „Komm und leuchte mir heim, ich gebe dir dafür einen Dreier!“ Das gutmütige Irrlicht kam auch wirklich herangehüpft und leuchtete ihm bis zur Haustür. Da sich der Bauer nun wieder sicher fühlte, wollte er den kleinen Helfer um den versprochenen Lohn betrügen und sagte: „Ich habe keinen Dreier, ich bezahle dafür mit dem Stock!“⁴⁴ und wollte das Irrlicht verprügeln. Das aber verschwand schnell. Kurze Zeit darauf ging der Bauer wieder einmal im Dunkeln über die Wiesen. Plötzlich war das Irrlicht wieder da. Diesmal aber rief es dem Bauern zu: „Wenn du keinen Dreier hast, bezahle ich dir mit dem Stock!“ Und der Bauer bekam eine ordentliche Tracht Prügel.

Vor ihrer Bekehrung zum Christentum verehrten die Oberlausitzer Wenden neben anderen Göttern auch den Czorneboh und Bieleboh. Des ersteren Name bedeutet soviel wie schwarzer oder böser Gott. Um ihn zu versöhnen und seinen Zorn von sich abzuwenden, opferten sie ihm Tiere und zu Zeiten auch Menschen. Der Bieleboh dagegen war der weiße oder gute Gott. Er verlangte nicht nach Menschenblut; Blumen und Feldfrüchte waren die Opfergaben, welche ihn erfreuten. Die beiden einander gegenüberliegenden Berge, welche heutigen Tages allgemein Czorneboh und Bieleboh genannt werden, waren die Hauptverehrungsorte jener Götter. Manche wollen wissen, dass man dem Czorneboh ausser kriegsgefangenen Feinden auch neugeborene Kinder geopfert habe.



Joe Lehmann (Wićaz) „Irrlicht“ und „Czorneboh“, Collagen

Der Zauberquirl – Ein Märchen aus der Lausitz

Es gibt Begebenheiten, von denen wir nicht wissen, ob sie dereinst erfunden wurden oder wirklich so geschahen. So zweifelte auch ich zuerst, als mir die Geschichte vom Zauberquirl erzählt wurde. Sie soll sich vor einigen hundert Jahren zugetragen haben, als hierzulande kleine und große Herrscher gegeneinander erbittert Kriege führten. Wie grässliche Lindwürmer fraßen sich ihre Söldnerheere mordend, plündernd und sengend durch das Land. Und als ob des Leides nicht genug, folgte den Kriegshorden ein anderer Fluch jener Zeit – der schwarze Tod, die Pest fiel über die unglücklichen Menschen her und hielt furchtbare Ernte. Nur wenige Städte und Dörfer abseits der großen Wege und weit weg von den stolzen Städten blieben verschont.



In einer solchen Stadt spielt unsere Geschichte. In dieser Stadt lebte damals eine arme Witwe mit ihrer Tochter. Sie waren vor einigen Jahren in die Stadt gekommen. Niemand wusste genau woher – es hieß, sie wären aus der damals gerade zerstörten Landeshauptstadt geflohen. Die beiden Frauen verdienten sich in der neuen Heimat ihr Geld mit dem Schnitzen von Suppenquirlen, denn einen Acker und Vieh konnten

sie sich nicht kaufen. Für diese Quirle nahmen sie die Spitzen und oberen Äste junger Tannen und Fichten, befreiten sie von Nadeln, Rinde und Borke und kürzten die Hölzchen. So entstanden kleine und große Quirle, und jeder sah ein bisschen anders aus. Aber obwohl die beiden Frauen viel arbeiteten und die einzigen waren, die Quirle schnitzten, hatten sie nur ein kärgliches Einkommen, ein Stück Fleisch kam nur zu Festtagen auf den Tisch und an manchen Tagen war eine dünne Mehlsuppe ihre einzige Freude.

So vergingen die Tage, verging der Frühling, der Sommer und der Herbst. In der Woche schnitzten die beiden Frauen vom ersten Sonnenstrahl am Morgen bis zum Abendläuten. Doch am Samstag, ganz in der Früh, packten sie die vielen Quirle in einen Weidenkorb und die Mutter machte sich auf den Weg zum Markt. Waren das schöne Stunden für die alte Frau, wenn sie in einer Markttecke auf ihrem wackligen Schemel sitzen konnte, zwischen Buden und ausgebreiteten Tüchern mit Krügen

und Bechern, mit Gemüse und Vieh. Neben ihrem Kopf hingen die Quirle an einem Brett, und über ihr flatterte eine Fahne, auf die ihre Tochter einen Quirl gemalt hatte. Ringsum feilschten Händler und Käufer, schwatzten die Leute miteinander, schimpften und lachten. Doch selten schauten einige Frauen auch, was die Witwe anbot, und kauften einen der Quirle. Abends war



dann oft nicht genügend Geld beisammen, um Brot, Grütze und Mehl zu kaufen. Während die Mutter auf dem Markt handelte, musste die Tochter kleine Bäumchen und dünne Äste beschaffen, aus denen neue Quirle geschnitzt werden sollten. Dieses Holz kaufte sie von den Forstknechten im Stadtwald. Eine schwierige Aufgabe war das, denn der Holzmeister setzte jede Woche andere Preise an. Oft verhandelte das Mädchen mit dem barschen Mann bis spät in den Abend, um ein günstiges Geschäft abzuschließen. Die Knechte standen dabei und spotteten über die Schnitzerei und das Mädchen, denn das Schnitzen war für die rohen Gesellen kein so ehrbares Handwerk wie das ihre da draußen im dunklen Wald. Doch das Mädchen ertrug den Hohn geduldig, bis es endlich mit dem Forstmeister einig war. Dann kehrte es mit seiner schweren Last auf dem Rücken eilig nach Hause zurück.

Einmal, es war kurz vor dem Weihnachtsfest, begegnete dem Mädchen auf dem Heimweg ein seltsam aussehender einbeiniger Mann. Der erzählte von fernen Ländern, von großen Reisen, der Wärme dort und der Kälte hier und erbat das Holzbündel, um sich am Feuer zu wärmen. Das Mädchen war sehr erschrocken und wollte weglaufen. Nein, ohne das Holz gäbe es keine Quirle, ohne die Quirle kein Geld und der Hunger käme ins Haus. Aber weil der Mann gar so ärmlich aussah oder weil bald Weihnachten war oder weil das Mädchen einfach nur Angst vor dem Fremden hatte, besann sie sich eines anderen und warf das Holzbündel vor dem Mann in den Schnee. Ohne sich noch einmal umzusehen, rannte sie ängstlich fort von dem unheimlichen Mann. Der aber rief dem Mädchen etwas nach, dessen Sinn sie nicht verstand: Der letzte geschnittene Quirl sollte Glück und Unglück gleichermaßen bringen, jedes im anderen versteckt.

Was sollte das heißen – ach was, nur weg von dem unheimlichen Gesellen. Als das Mädchen atemlos zu Hause ankam, war die Mutter außer sich. Was nun? Kein Holz mehr und im Korb lag noch ein einziger Quirl. Traurig nahm das Mädchen den Quirl und rührte zum Abendessen eine dünne Mehlsuppe an. Dicke runde Tränen rollten die Wangen herab, während sie von guter Grütze und frischem Brot träumte. Doch plötzlich stand mitten auf dem Tisch ein Topf mit dampfender Grütze, ein

schöner Laib Brot und gekochter Fisch, gebratenes Fleisch, Kohlsuppe und Pudding. Mutter und Tochter erschrakten sich furchtbar. Dann aber erinnerte sich das Mädchen an die Worte des Fremden. Neugierig kostete sie hier und naschte dort. Da aber weder Blitz noch Donner in den Tisch fuhren und auch kein anderes Unheil, passierte, setzten sich beide Frauen an die Tafel und aßen sich satt. Weil sich aber der Tisch von nun an zu jeder Mahlzeit mit Hilfe des Quirls üppig deckte, luden sie jedermann zum Essen, vor allem aber die Armen der Stadt, denn sie wussten, was Hunger hieß.

In schlechten Zeiten aber sind gute Taten stets verdächtig. Es dauerte nicht lange, bis man in der Stadt über die guten Mahlzeiten in der Hütte der Frauen zischelte und wisperte. Halb furchtsam, halb neidisch steckten die Leute die Köpfe zusammen. Wieso konnten die beiden Frauen so vielen Menschen eine reich gedeckte Tafel einrichten? Was war in der Hütte vor sich gegangen? Unruhige Blicke folgten den beiden Frauen, wenn sie durch die Stadt gingen. Und bald kroch das Gerücht über Treppen und Stiegen, durch Küchen und Stuben: Dort geht es nicht mit rechten Dingen zu, dort sind Hexen am Werk.

Das war zu jener Zeit ein schlimmer Verdacht. Denn rings im Land ließen Angst und Dummheit immer wieder Scheiterhaufen lodern, wurden Frauen als angebliche Hexen verbrannt. Und dieses Schicksal sollte nun auch die beiden Frauen ereilen. Sie erfuhren von dem drohenden Unheil durch einen armen Mann, der häufig ihr Tischgast war. Und wirklich: Inzwischen hatten eifrige Bürger schon Holz und Stroh auf dem Marktplatz aufgeschichtet und den Torknechten viel Geld und noch mehr Schnaps versprochen, wenn sie die beiden Frauen auf den Scheiterhaufen bänden und die angeblichen Hexen brennen ließen. Den beiden Frauen blieb nicht mehr viel Zeit. Heimlich packten sie ihr Bündel. Tief in der Nacht verließen sie die Stadt durch ein vergessenes Tor. Niemand bemerkte sie. Nur ein gespenstisch aussehender Lanzenreiter kam ihnen durch die Dunkelheit entgegen. Aber der sah sie nicht. Er schien selbst auf heimlichen Pfaden unterwegs zu sein und die Nacht als Reisezeit nutzen zu müssen. Dieser Fremde hatte auch einen Grund, unerkannt in

der Nacht unterwegs zu sein. Denn damals wurden kranke Menschen oft an den Stadttoren abgewiesen und mussten in der Winterskälte erfrieren. Und der Lanzenreiter war krank. Er litt unter der schlimmsten Krankheit, die es damals gab: Er hatte die Pest. er den furcht- rasenden Tod über rasender Eile die Krankheit ter die Dächer ten und wehr- häuser, fegte und über Nach wenigen sich dort, wo tige Menschen noch ein öder die beiden hatte sich die des Fremden Glück wurde Unglück. Aber das wendete sich wiederum zum Guten. Mutter und Tochter fanden ein neues Zuhause und schnitzten weiter ihre Quirle, große und kleine, dicke und dünne.



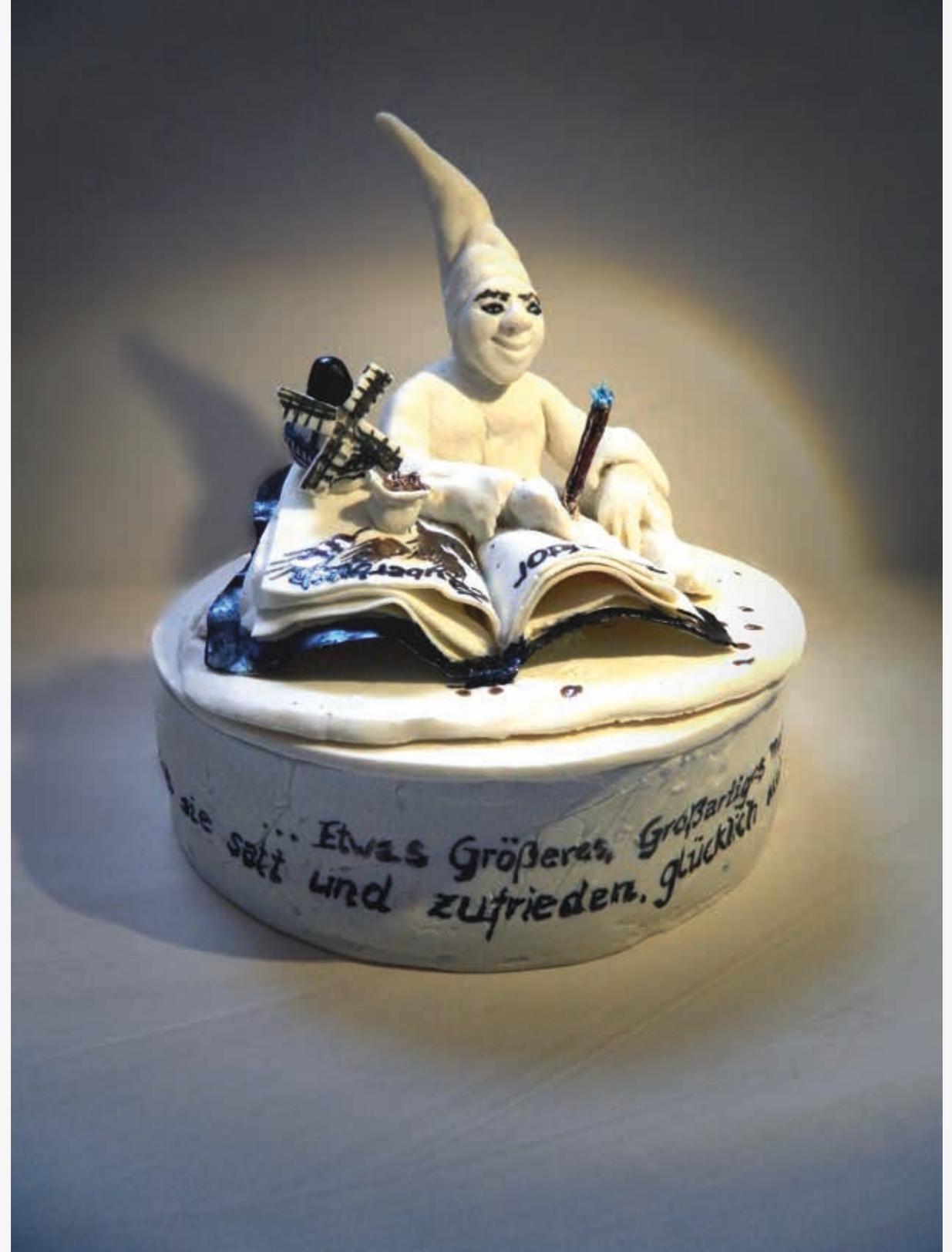
So brachte baren schwar- die Stadt. Mit breitete sich aus, kroch un- der Strohhüt- haften Stein- durch Ställe Viehweiden. Wochen fand einst geschäf- lebten, nur Friedhof. Für Frauen jedoch Prophezeiung erfüllt: Aus

Ich selbst habe einige in meiner Küche hängen und benutze sie fast täglich.

Lothar Rericha, Zeichnungen

Elke Hensel „Krabat“, Porzellanfigur (r. S.)

Melissa Wagner „Das Zittauer Ascheweibchen“, Skulptur (n. S.)





Das Aschenweibchen zu Zittau

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsstunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Personen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Besen eifrig den gefallenen Schnee zusammenkehren sehen. Einige, welche sich ein Herz faßten, fragten sie, was sie da mache und wer sie sei, und sie antwortete: „Ich bin das Aschenweibchen der Stadt und kehre die Asche zusammen, aller Orten wo welche liegt: Ich habe noch lange zu thun, denn sie liegt bergehoch und auf allen Gassen, doch hier gerade zumeist.“ Da sich nun diese Erscheinung täglich wiederholte, und die ganze Stadt in Schrecken setzte, beschloß ein hochedler Rath, der Sache ein Ende zu machen und die Landstreicherin, denn dafür hielt man sie, einzufangen. Die Stadtsoldaten, mehrere Rathsherrn an der Spitze, lauerten ihr auch eines Nachts auf, sie erschien auch wie gewöhnlich, man rief sie an, allein sie ließ sich in ihrem Kehren durchaus nicht stören und als man nach ihr schlug und griff, verschwand ihre Gestalt in Luft. Sie kehrte aber darauf die nächsten Nächte nach wie vor fort, doch wagte sich niemand mehr an sie, und so konnte man sie jede Nacht eifrig kehren sehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachsen verbundenen Kaiserlichen die von einigen 100 Preußen besetzte Stadt auf einmal bombardirten und zum größten Theile in Asche legten. Eine der ersten Bomben schlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen sich früher hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Während des Brandes aber sah man eine graue Gestalt über die glühenden Trümmer schweben und mit einem Besen Wolken von Asche vor sich herfegen. Nun begriff man die warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu spät. Seitdem schwebt es in der Sylvesternacht und am Vorabend des sogenannten Brandfestes, wie ehemals fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: „Seid wachsam und hütet Euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über Euch komme und Euch ganz vernichte.“

Die Krabatsage – Krabat in Schwarzkollm



Als Krabat von Armut getrieben durchs Land zog, geriet er nach Schwarzkollm. Im Traum hörte er die Rufe eines Raben, er solle in den Koselbruch in die Schwarze Mühle nach Schwarzkollm kommen. Von Neugier getrieben und alle Warnungen der Bevölkerung ignorierend, trat er wie willenlos in den Dienst des Schwarzen Müllers. Es schien ein großes Geheimnis, um diese Mühle in Schwarzkollm zu geben. Krabat bemerkte schnell, dass der Schwarze Müller ein Zaubermeister der schwarzen Magie ist. Der Alltag in der Mühle bedeutete für Krabat hartes Arbeiten unter dem strengen unerbittlichen Meister. Nur Tonda, der Altgeselle, half Krabat die ersten Monate in der Mühle zu überstehen. Ihm und seinen elf Mitgesellen wurde nicht nur das Mühlenhandwerk gelehrt, sondern auch die schwarze Magie.

Der Schwarze Müller und seine Magie

Der Schwarze Müller nutzte die Magie oft zu seinem Vorteil und setzte ohne Reue und Bedenken das Leben seiner Gesellen aufs Spiel. Krabat war wissbegierig. Er lernte schnell das Mühlenhandwerk und auch das Zaubern, z.B. wie man die Magie

zur Erleichterung der Arbeit einsetzte, wie man sich durch Zeit und Raum bewegt und wie man sich in einen Raben verwandelt. Es dauerte nicht lang und Krabat war dem Schwarzen Müller in Stärke und Wissen der Magie überlegen. Das missfiel dem Schwarzen Müller und Krabat wusste, dass ihm der böse Zauberer nun nach dem Leben trachtete. Der Schwarze Müller „opferte“ jedes Jahr in der Silvesternacht einen seiner Gesellen, um selbst weiter leben zu können.

Düster und schwermütig war das Leben der Zauberlehrlinge, von denen jedes Jahr einer gegen den Meister antreten musste. Zuvor durfte er sich sein eigenes Grab schaufeln. Schon viele Gesellen hatten auf mysteriöse Art und Weise den Tod im Mühlbach oder im Wasserrad gefunden. Doch Krabat kannte einen Schutz vor der Macht des bösen Müllers. Die Liebe eines Mädchens. Dazu musste die Kantorka,

das Mädchen das er liebte, in der Silvesternacht zur Mühle kommen und Krabat freibitten. Erkennt sie ihn unter allen 12 Gesellen, die als Raben verwandelt sind, ist er frei, der Müller stirbt und der böse Bann der Mühle ist gebrochen. Erkennt sie ihn nicht, müssen beide sterben.

Krabat hat die Schwarze Mühle befreit

Nach seiner Befreiung aus der Schwarzen Mühle setzte Krabat seine magischen Kräfte zum Guten ein, für seine Familie und die armen Bauern der umliegenden Ortschaften. Er legte Sümpfe trocken, machte karge und sumpfige Böden fruchtbar und bewässerte verdorrte Saaten. Auch spielte er den gut betuchten Menschen, die andere Menschen für sich ausnutzten oder einen schlechten Charakter hatten, Streiche. Er verwandelte sich in Prachtexemplare von Tieren und ließ sich für teures Geld verkaufen um sich dann auf mysteriöse und verspottende Weise aus dem Staub zu machen.

Der Krabat – eine Sagengestalt oder doch wahrhaftig?

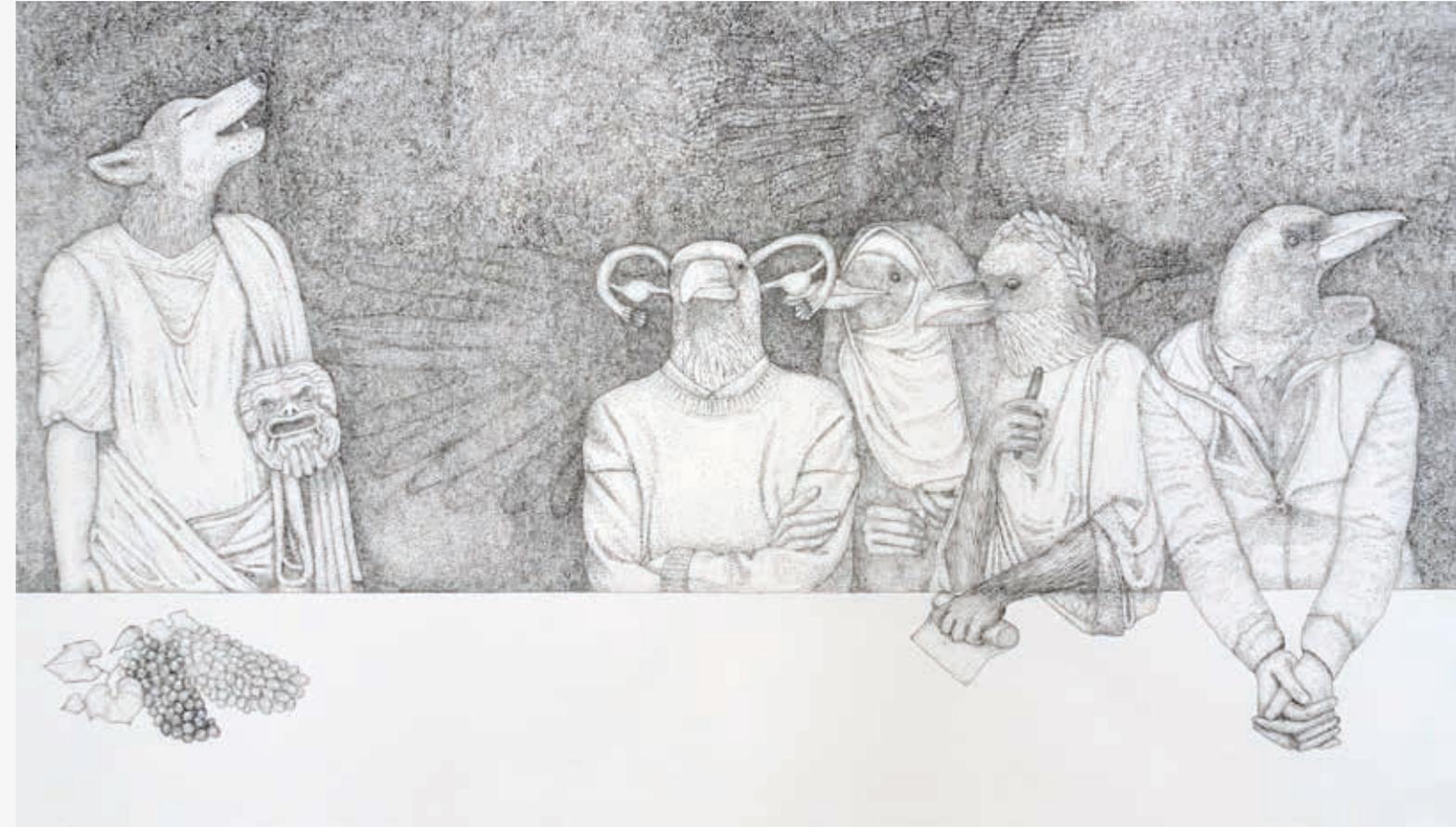
Die Legende des guten Zauberers Krabat, auch sorbischer Faust genannt, geht auf Johann von Schadowitz (* 1624 in Agram, † 1704 in Groß Särchen) zurück. Er war kroatischer Herkunft und diente beim sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. als Rittmeister der Kavallerie.

Wegen seiner Verdienste während des großen Türkenkrieges, erhielt von Schadowitz vom Kurfürsten das Gut Särchen (heute Groß Särchen) geschenkt.

Wegen seines imposanten und weltgewandten Auftretens sorgte er für Aufsehen. Die Bauern nannten ihn "Kroat" – sorbisch "Chorwat" – woraus später "Krabat" entstand.

Sein umfangreiches Wissen gab er an die Bauern weiter. Särchen erlebte während seiner Herrschaft eine Blütezeit. So sprach man ihm bald magische Kräfte zu und im Lauf der Zeit entspannen sich verschiedene Sagen und Legenden rund um seine Person. Er starb 80-jährig in Särchen.

Seine Ruhestätte ist bis heute in der katholischen Kirche von Wittichenau erhalten.



Ilona Pfister „Rabenruf“, Applikation (v. S.)

Lilla von Puttkamer „Krabatraben“, Tusche auf Papier (r. S.)



Tom Glöß „Zwerg“, Objekt (o.)

Tom Glöß „Mobile „Rabe und Feder“ (n. S.)

Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge

Es war einmal ein Zauberer. Er hauste mitten im Dickicht in einer dunklen Höhle auf dem Teichnitzer Berge. Vor der Höhle stand eine hohe Linde. Bei Vollmond ging der Zauberer mit der Axt zu dieser Linde und schlug sich ein großes Stück Holz heraus. Aus dem Holz schnitzte er sich eine Zauberpfeife. Diese Pfeife besaß wundervolle Kräfte. Wenn man auf Ihr bließ, erschienen drei Diener, ein Zwerg dem der rechte Fuß fehlte, ein schwarzer Rabe mit weißem Schnabel und eine fliegende Feder. Alle Diener besaßen Zauberkräfte. Eines Abends kam eine Kutsche mit sechs vorgespannten Schimmeln vorbei. In der Kutsche saß ein König mit einer Truhe voller Gold. Das sah der Zauberer und wollte fortan das Gold besitzen. Er blies auf seiner Zauberpfeife und die drei Diener waren zur Stelle. Die Feder leitete die Kutsche in eine Falle, der Zwerg brachte die Kutsche zum stehen und der Rabe verwandelte den König zu Stein. Der Zauberer nahm die Truhe voller Goldstücke an sich und schleppte sie in die Höhle. Eines Tages wanderte ein Müllergeselle auf den Teichnitzer Berg und sah die Zauberpfeife auf einem Stein liegen. Er stahl die Pfeife und machte sich von dannen. Als der Zauberer den Diebstahl entdeckte, erzürnte er so sehr, dass er ein mächtiges Unwetter herauf beschwor. Der Sturm und Regen war so stark, daß er den Eingang zur Höhle für immer verschüttete. Noch heute sucht man den Eingang zu dieser Höhle auf dem Teichnitzer Berge, wo sich dieser Goldschatz versteckt.

Tom Glöß



Vom Pumphut

Vor langer Zeit lebte in Spohla bei Wittichenau ein Müllerbursche, der auf den Namen Martin Pumphut hörte. Er lief immer dem Wasser nach und kam so von Mühle zu Mühle. Bei den Müllersleuten, bei denen er gut behandelt wurde, setzte er sich nieder und erzählte bei einem Gläschen Brantwein und einer Scheibe Brot allerlei Geschichten und zeigte viele Kunststücke. Danach ging er zufrieden seines Weges. Aber es gab auch Müllersleute, die ihn einfach hungrig wegschickten. Diesen geizigen Leuten spielte er üble Streiche.

Eines Tages erreichte Pumphut die Braaker Mühle. Bald schon hörte er das lustige Treiben, die Müller der Umgebung feierten mit ihren Frauen und Töchtern, aßen und tranken und waren voller Fröhlichkeit. Die Musiker ruhten nicht und spielten einen Tanz nach dem anderen. Die Müllerin brachte kannenweise Wein herzu.

Da rechnete sich Pumphut ein festliches Mahl aus, einen vollen Bauch und eine feuchte Kehle. Er betrat die Gaststube, drängelte sich durch die tanzende und lärmende Menge und setzte sich ohne ein Wort zu verlieren in den hinteren Winkel. Ein Junge, der half die Gäste zu bewirten, musterte den neuen Gast und sah in ihm einen feiernden Müllerburschen. Dem schob er einen ordinären Schnaps hin und ein Stück trocken Brot. „Da, Alter, mach' dir eine schöne Stunde!“ sagte er dazu. Das ärgerte Pumphut, da dieser sich vergebens auf einen guten Bissen gefreut hatte. Pumphut schwor sich, es dem Müller heimzuzahlen. Beim Weggehen fragte er den Jungen, warum man denn so ausgelassen feiere. „Es soll ein Rad gehoben werden“, antwortete er. Danach schlich Pumphut durch das Pfortchen, und verzauberte das Rad. Dann ging er davon. Nachdem die Gäste gesättigt waren und wohl auch ange-trunken versammelten sie sich am Rad, um gemeinsam feierlichen Handlung bei-zuwohnen. Alles war gerichtet, vermessen, ausgezirkelt, so dass der Radhub hätte ohne Zwischenfall vorgenommen werden können. Doch keiner wollte seinen Augen trauen! Wie gebannt starrten sie alle zur Welle. Sie war nicht weniger als eine halbe Elle zu kurz!

Der Müller brach in lautes Geschrei aus und zerraupte sein Haar. Einer rief: „Das Rad passte vorher wie angegossen!“ – „Zum Teufel!“ rief ein anderer. Und schließlich rief ein Dritter: „Wenn’s nur kein Streich vom Pumphut ist!“ Da fielen allen die Schuppen von den Augen. Der Müllerbursche der da im Winkel saß, das war kein anderer als der närrische Schwarzkünstler Pumphut.

„Lauft ihm hinterdrein! Leute, geschwind ihm hinterdrein!“ riefen alle durcheinander. Es dauerte nicht lange, da fanden sie ihn am Bach sitzen. Pumphut wusste warum die Müller gekommen waren. Er begleitete sie zur Mühle und ließ sich das beste Essen und den besten Wein auftischen. Als er gemütlich gegessen und getrunken hatte, fragten die Müller wie man die Sache mit dem Rad beheben könnte. „Da müßte der Kuckuck drinsitzen! Schenk noch einen ein, Junge!“, sagte Pumphut. Dann ging er hinaus, schaute sich die verkürzte Welle an, zog den Hut und klopfte sie damit vorne und hinten. Als die Müller nochmal versuchen wollten, das Rad anzuheben, passte es wie angegossen. Seitdem geben die Müllersleute Pumphut nur Brot mit Butter und den besten Brandwein.

Pumphut wuchs in Spohla als Sohn zweier Leibeigener des Klosters St. Marienstern auf. Sein Vater Jan Niemec war ein Deutscher, der eine sorbische Bäuerin geheiratet hatte. In seiner frühen Kindheit leckte ihn eine Schlange am Auge, so dass er hell-sichtig wurde. In seiner Jugend erlernte er das Müllerhandwerk und nebenbei die Magie. Nach seinen Lehrjahren begab er sich auf die Walz.

Seine Zauberkräfte setzte er ein, um gegen habgierige Müllermeister vorzugehen und anderen Müllerburschen zu helfen. Er streifte als armer Bursche umher, suchte die Mühlen in der sorbischen Gegend auf und trieb dort allerhand Schabernack. Wurde er gut behandelt, so dankte er es den Müllern. Behandelte der Meister jedoch seine Gesellen schlecht, so rächte er sich am Müller. Seine magische Kraft kommt von einem Zauberhut, der spitz zuläuft und eine breite Krempe hat. Der Hut ist auch der Namensgeber von Pumphut, da damals die Pumpenbauer solche Hüte trugen.

Der wandernde Müllerbursche Martin Pumphut konnte der Sage nach „auf Heu pferdchen durch die Luft reiten, Mäuse machen und, aus einem Naseloch blasend, alle Windmühlen bei Dresden in Bewegung setzen“.

Im Ursprung war Pumphut ein Kobold, der erst später durch den Volksmund zu einem Hexenmeister geadelt wurde. Illustrationen weisen auf eine Verbindung zur Teufelsgestalt hin. Der spätere Pumphut trägt Züge von Doktor Faust und Till Eulenspiegel.

Ulrike Rüttinger hat dies zum „Pumphut“ ausgesucht

Einmal traf Pumphut mit einem General zusammen der als ein Zauberkünstler weit und breit berühmt war. Als die beiden sich gegenüber standen, warf der General schwarze Haferkörner in einen Kacheltopf.

Sogleich verwandelten sich die Körner in Soldaten. Die kletterten aus dem Topfe heraus, sammelten sich auf dem Hofe und exerzierten dort. Nach einer Weile marschierten sie wieder in ihre kupferne Kaserne.

Als Pumphut hinein guckte, sah er nur Haferkörner drin liegen.

„Das kann ich auch“, sagte er. Aus einer Mulde, die am Fenster stand, nahm er eine Handvoll Erbsen und warf sie in seinen Hut. Da kamen Reiter heraus, Reiter mit Helm, Säbel und Lanze. Die ritten wie toll durch die Stube über Bänke und Tische. Jetzt aber war’s mit Pumphuts Kunst aus. Er wusste das Wort nicht mehr, mit dem er die Reiter in seinen Hut zurückbringen konnte. Da wurden die Soldaten so wild, dass sie den armen Pumphut wie einen Mehlsack mit ihren Säbeln ausklopfen. Der schrie und winselte. Da kam ihm der General zu Hilfe. Er ließ die Reiter kehrtmachen und hieß sie dahin gehen, wo sie hergekommen waren. Der Denkkettel hat dem Pumphut nicht geschadet.

Matthias Jackisch hat dies zum „Pumphut“ ausgesucht



Ulrike Rüttinger „Pumphut“, Applikation (o.)

Matthias Jackisch „Pumphut“, Skulptur, Lausitzer Granit, Messingguss, Marmor (r. S.)



Der Riese Sprejnik

Einst lebte am Fuße der Lausitzer Berge ein gewaltig großer und starker Mann. Man nannte ihn den Riesen Sprejnik. Er besaß so viel Kraft, dass er die stärksten Bäume an den Wipfeln packen und mit den Wurzeln herausreißen konnte, Steine, so groß wie Wolken am Himmel, wuchtete er aus der Erde und schichtete sie zu Haufen oder verstreute sie im Gelände. Er fürchtete niemanden und trug keinerlei Waffen, weder Schild noch Speer, ja nicht einmal Pfeil und Bogen. Unzählige Menschen waren ihm untertan und folgten ihm wie ein Bienenvolk seinem Weisel. Eines Tages versammelten sich seine Untertanen und sprachen zu ihm: „Riese Sprejnik, wir möchten gern für immer in diesem Lande bleiben. Wir wissen, dass du uns schützen wirst; denn du bist stark und wir haben nichts zu fürchten. Aber wenn du im Tale liegst oder in einer Höhle sitzt, kannst du nicht sehen, was in deinem Lande geschieht. Dann sind wir schutzlos. Darum bitten wir dich: Baue uns eine feste Zufluchtsstätte und schnitze dir eine Schusswaffe, damit du uns von ferne verteidigen und unsere Feinde töten kannst!“ Und der Riese Sprejnik baute zu beiden Seiten des Tales, in dem er wohnte, eine Stadt. Die nannte er „Budissin“. Das Land aber bekam den Namen „Budissa“. An den Grenzen errichteter er feste Warten: eine nördlich von Gutttau, eine andere nahe bei Königswartha und eine dritte bei Strohschütz. Dann schnitzte er sich Pfeil und Bogen und einen Speer. Um zu erproben, wie weit seine Pfeile wohl flögen, schoss er einige nach Süden. Als die Menschen danach suchten, fanden sie die Pfeile weit oben im Bergland in einem Tal. Niemand konnte sie mit der Hand aus dem Boden ziehen, so fest hatten sie sich eingebohrt. Man musste sie ausgraben. Aus den Löchern begann frisches Wasser zu quellen und es entstand ein Fluss, der noch heute durch das Lausitzer Land fließt. Die Menschen nannten den Fluss zu Ehren des Riesen „Spree“. Der Ort aber, von dem aus der Riese geschossen hatte, heißt heute noch „Strehla“, das bedeutet „Ort des Schützen“

Sandro Fiedler „Der Spejnik-Pfeil“, Objekt



Der Tiger von Sabrodt

Die wohl bekannteste Wolfsgeschichte in der Oberlausitz ist die Überlieferung eines Wolfes über den die Zeitungen unter dem Namen „Der Tiger von Sabrodt“ berichteten. Gegen 1900 wurde die Anwesenheit des Tieres in den Wäldern rund um Hoyerswerda durch Rissfunde von Rehen und anderem Wild bemerkt. Zunächst vermutete man, dass ein entlaufenes Zirkustier der Übeltäter sei. Daher stammt der Name „Tiger von Sabrodt“, denn es gab in der Region schon lange Zeit keine Wölfe mehr. Auf die Erlegung des Tieres wurde eine sehr hohe Belohnung ausgesetzt. Trotz „vielfacher Nachstellungen gelang es lange nicht seiner habhaft zu werden, so dass er lange ein stilles und sagenumwobenes Dasein führte.“

Die Jagdzeitschrift „Wild und Hund“ von 1904 vermeldete: „Seit nunmehr 100 Jahren ist in der Lausitz im Herzen Deutschlands kein Wolf mehr geschossen worden, und heute, oder vielmehr am 27.02.1904 wird eine solche Bestie, die nachweislich fünf Jahre ihr Dasein gestiftet hat, ebendort zur Strecke gebracht ... dass vier Jahre vergehen mussten, ehe man dem Satan das Handwerk legte, das ist unverzeihlich. Nun ist Gott sei dank Ruhe, und den Erfolg werden wir recht bald an unserem Wildstand merken ...“

Allerdings, wie diese sensationelle Aufnahme beweist, hat man wohl nicht den „Tiger von Sabrodt“ erschossen, sondern einen anderen Artgenossen. Hochbetagt west der „Tiger von Sabrodt“ weiter Jahr für Jahr fernab der Menschen, denn ihm ward immer bewusster, das er nur zum Sündenbock für die wahren Wölfe diene, denn wie steht es beim Evangelisten Matthäus (7, 15) geschrieben: „Seht euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

Jörn Michael „Tiger von Sabrodt“, Photographie





Dietrich von Taube, aus einem alten baltischen Adelsgeschlecht, trat 1603 in kursächsischen Dienst und wurde zunächst Kapitän der Artillerie, sowie Kämmerer Herzogs Johann Georgs von Sachsen. Als dieser seinem kinderlosen Bruder Christian II. auf den kursächsischen Thron folgte, wurde Dietrich von Taube zum Oberstleutnant und Reisestallmeister ernannt. Dem folgte 1617 die Berufung zum Oberstallmeister und schließlich zum Oberhofmarschall. Außerdem führte er ein Regiment im Dreißigjährigen Krieg. Als 1636 das Markgraftum Oberlausitz als erbliches Lehn der Böhmisches Krone an den Kurfürsten von Sachsen übergang, wurde Dietrich von Taube 1637 als erster sächsischer Landvogt der Oberlausitz eingesetzt.

Als Dietrich nun weiland 1637 seinen Dienst antrat, flog eine Taube durchs Fensterloch, setzte sich auf seinen Kopf und sprach zum Landvogte: „Ich bin ab jetzt dein Wappentier, denn wie stehet es geschrieben beim Evangelisten Matthäus ‚Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben‘, so sei auch du ohne Fehl und Tadel im Amte und bekenne dies mit mir als Zeichen. „Mein Wappenzeichen ist und sei der rote Baum mit starken Wurzeln. Was erlaubst du dir, mich zu pikieren. Scheuch dich fort elend Getier“, schrie der ansonst besonnene Herr. So antwortete die Taube: „Merke dir, an jedem Gedenktage deines Amtsantrittes, werd ich Dir aufs Haupt scheißen.“ Die Taube tats und flog davon. Nur einmal noch geschahs danach, denn Dietrich verstarb im Jenner 1639.

Sandro Porcu „Dietrich von Taube“, Objekt

IMPRESSUM

Umschläge – Abbildungen:

U 1/4: unter Verwendung Lineament D. Schweiger
U 2: Jörn Michael – Rottkäppchen besucht Marata
U 3: Jörn Michael – Rottkäppchen besucht Marata

Galerie F
Gallery L
Galeria O
галерея X
갤러리 X

Idee, Gestaltung, Herausgeber: Holger Wendland

Korrektur: Kerstin Thierschmidt

Neben den Standardwerken verwendete wir Texte von:

Iris Brankatschk, Roza Domascyna, Tom Glöß, Carla Schwiegk, Holger Wendland

© alle Bild- und Textrechte verbleiben bei den Autoren

© für diese Ausgabe

Kunstinitiative „Im Friese“ e. V.

Friesestraße 31

OT Kirschau

02681 Schirgiswalde-Kirschau

FRIESE
Kunstinitiative ■ ■ ■ „Im Friese“ e.V.

gefördert von

 **simul+**
Mitmachfonds